



www.tartlau.eu

Das Tartlauer Wort

HEIMATBOTE DER 9. TARTLAUER NACHBARSCHAFT

29. Jahrgang

Pfingsten 2011

Nummer 58

Tartlauer Gewerbeverein.



*Erinnerung an den 10. Mai
1927.*

Inhalt

1 Vorwort des Nachbarvaters

Nachrichten aus Tartlau und dem Burzenland

2 Kulturagenda 2011

3 Organisation des Sachsentreffens am 17. September 2011 in Kronstadt

4 Jugendangebot im Burzenländer Jubiläumsjahr 2011

Aus unserem Vereinsleben

4 28. Burzenländer Arbeitstagung in Crailsheim

5 Zweites Burzenländer Musikantentreffen in Friedrichroda

Geschichte unseres Volkes

6 Johann Batschi: „Die Siedler - Burzenland 1211“

Unsere Homepage

6 Homepageaktivitäten 2010

8 Hermann Martin: „Stachelige Freunde“
Artikel aus der Rubrik „Freizeit und Hobbies“ über meine Kakteenleidenschaft

Bericht

10 Dr. Hans Butt: „Sommerfahrt in die alte Heimat (Teil 2)“

Erinnerungen

14 Aus der Langgasse, 1946
Tartlauerinnen in der Mädchentracht

Bericht

15 Anneliese Orendi: „Verschleppt - Geflüchtet - Gefangen“
Erlebnisbericht über die Deportation der Siebenbürger Sachsen nach Russland im Januar 1945

Familiennachrichten

23 Ereignisse und Jubiläen unserer Mitglieder

27 Geburtstagsliste 1. Halbjahr 2011

28 Unsere Leser schreiben

Es verstarben

29 Beerdigungen 1. Halbjahr 2011

29 Spenden zum Gedenken an

30 Todesanzeigen

Spendenliste

34 Spenden an die Tartlauer Nachbarschaft im 1. Halbjahr 2011

Letzte Seite

Redaktionsinfos

Bankverbindung

Redaktionsschluss

Ansprechpartner für die Anzeigen

Änderungen von Adressen und Telefonnummern

Wir begrüßen unsere neuen Mitglieder



9. Tartlauer Nachbarschaft

Michael Trein Im Feldle 22 Tel.Nr.: 07951/6930
Ehrenvorsitzender 74564 Crailsheim m.trein@t-online.de

Vorstand

Hermann Junesch Gsteinacher Straße. 34 Tel.-Nr.: 09128/14946
Nachbarvater 90592 Schwarzenbruck
tartlauer.nachbarschaft@dw-hermann-junesch.de

Volkmar Kirres
Stellvertreter des Nachbarvaters,
Internetreferent
Ing.-Bachmann-Weg 1/1
71101 Schönaich
Tel.-Nr.: 07031/651939
volkmar.kirres@kirres.com

Rosi Plontsch
Kassenwartin
Brennäcker Straße 61
71540 Murrhardt
Tel.-Nr.: 07192/1868
r.plontsch@web.de

Heinz Löx
Schriftführer
Bahnhofstraße 18
71116 Gärtringen
Tel.-Nr.: 07034/277168
heinz_loex@web.de

Irmgard Martin
Kulturreferentin
Schwarzwaldstraße 3
71032 Böblingen
Tel.-Nr.: 07031/224839
Irm.martin@arcor.de

Paul Salmen
Ahnenforschung
Weikenmühlweg 12
75389 Neuweiler
Tel.-Nr.: 07055/1557
salmen.paul@t-online.de

Heidrun Haydo
Beisitzerin
Schiltacher Straße 7
71034 Böblingen
Tel.-Nr.: 07031/276929
hhaydo@arcor.de

Christiane Copony
Pressereferentin
Rosenstraße 8
74861 Neudenau
Tel.-Nr.: 06264/1874
christiane.copony@web.de

Margot Salmen
Beisitzerin
Weikenmühlweg 12
75389 Neuweiler
Tel.-Nr.: 07055/1405
ms0366@web.de

Siegfried Thieser
Beisitzer
Carl-Peter-Straße 40
70852 Korntal
Tel.-Nr.: 0711/832117
TS-VISION@t-online.de

Kassenprüfer

Christa Türk
Beilsbachstraße 26
71540 Murrhardt
Tel.-Nr.: 07192/20586
waldemar.tuerk@gmx.de

Rolf Rosenauer
Zur Schwärz 29
90559 Burgthann
Tel.-Nr.: 09188/307962
rolf.rosenauer@arcor.de

„Tuerteln menj, am Burzenlond“

Vorwort des Nachbarvaters

*Liebe Tartlauerinnen, liebe Tartlauer,
liebe Leser unseres Heimatboten,*

*die zahlreichen Berichte, Bilder und
Gratulationen zu den unterschiedlichsten An-
lässen, die eingesandt wurden, beweisen, dass
unsere Tartlauer Nachbarschaft ein lebendiger und aktiver Verein ist.*

*Bei allen, die an der Gestaltung des "Tartlauer Wortes" mitgewirkt haben, bedanke ich mich ganz herzlich
und wünsche mir, dass auch diese Pfingstausgabe unsere Leser gesund erreicht und ihnen viel Freude
bereitet.*



*Im Jubiläumsjahr 2011 findet das Sachsentreffen am 17. September in Kronstadt statt. Nähere
Informationen zum Programm dieses außergewöhnlichen
Ereignisses können Interessierte dieser Ausgabe des „Tartlauer Wortes“ entnehmen.
Zum Treffen nach Kronstadt lade ich euch alle recht herzlich ein.*

*Die HOG-Burzenland will sich im nächsten Jahr mit der Wirtschaftsgeschichte des Burzenlandes befassen.
Aus diesem Anlass äußere ich die Bitte, euch an der Dokumentation der Wirtschaftsgeschichte zu betei-
ligen. Die Burzenländer haben ja immerhin die Wirtschaft Siebenbürgens sehr stark geprägt.*

Ein gesegnetes und frohes Pfingstfest wünsche ich allen Lesern und Leserinnen.

*Euer
Hermann Junesch*

Angaben zum Titelbild

Das Foto wurde mir zur Veröffentlichung im "Tartlauer Wort" von Horst Hergetz und seiner Tochter Sibylle Hergetz-Rampelt, die es aus Kronstadt bei den Cousinen ihres Vaters gerettet hat, freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Josef BENEDEK, der Großvater von Horst Hergetz, war Fahnenträger beim Tartlauer Gewerbeverein und die Fahne soll lange Zeit bei ihm gewesen sein.

Wer kann sich erinnern und weitere Angaben und Bilder vom Gewerbeverein ans Archiv senden?

Paul Salmen.

Zu den Personen auf dem Bild (mit Angabe von Namen, Beruf und Straße):

Obere Reihe, von links:

Michael DANIEL, Maurer, Neugasse; unbekannt; Peter BARTHELMIE, Schuster, Am Zeilchen; August KONST, Tischler, Kronergasse/Kröteneck; Christian GUESS, Wagner, Im Winkel; Johann ZEIMES, Schuster, nachher Tischler, Äschergasse/St. L. Roth; Martin ZEIMES, Schuster, Kröteneck; Fritz KRAUS, Tischler.

2. Reihe, von links:

Georg BATTES, Fleischhauer, Kronergasse; Georg THIESS, Maurer, Langgasse, Hermann WAGNER, Fleischhauer, Am Platz; Michael KLEIN, Schmied, Langgasse; Josef BENEDEK, Schuhmacher, Steinreg; Peter KURMES, Bäcker, Kronergasse/Äschergasse; Martin ROTH, Schmied, Langgasse; Johann JUNESCH, Gastwirt; Franz DERMISCHEK, Uhrmacher; Georg BATSCI, Gärtner, Gässchen; Martin KLUTSCH, Schuster, Mühlgasse.

3. Reihe, von links:

Christian HERGETZ, Maurer, Langgasse; Georg BEDNER, Maurer; Martin KUNNERT, Schmied; Georg LUPS(CH)AN, Gastwirt, Steinreg; Johann ANDREE, Schneider, Steinreg; Alfred Karl Georg STEINER, Kaufmann, Am Platz; Johann KASPER, Maurer, Mühlgasse; Hans SCHIEL, Kaufmann, Steinreg; Fritz ZERBES, Fleischhauer, Am Platz; Willi GUSBET, Tischler; Martin THIESKES, Gastwirt, Am Platz.

Unten, von links:

Martin HERGETZ, Maurer, Äschergasse; Andreas PREIDT, Maler, Neugasse; Michael KONST, Kaufmann, Mühlgasse.

Nachrichten aus Tartlau und dem Burzenland

Kulturagenda 2011

Juni

- jeweils dienstags, 18 Uhr, Schwarze Kirche - Orgelkonzert (am 21. Juni Chorkonzert mit einem ev. Kirchenchor aus Bayern)
- 4. Juni - Honterusfest
- 26. Juni, Brenndorf - Gartenfest.

Juli

- jeweils dienstags, donnerstags und samstags, 18 Uhr, Schwarze Kirche - Orgelkonzert
- 1., 15. und 29. Juli, ev. Kirche Honigberg - Konzert in der Serie „Musica Barcensis“
- 9. Juli, 11 Uhr, Radeln - Eröffnung des Therapeutischen Ferienhauses (Peter Maffay Stiftung, Fundatia Tabaluga)
- 31. Juli, 11 Uhr, Petersberg - Gottesdienst mit Auftritt des Swissgospelchoirs.

August

- jeweils dienstags, donnerstags und samstags, 18 Uhr, Schwarze Kirche - Orgelkonzert
- jeweils sonntags, 17 Uhr, ev. Kirche Tartlau - Konzerte in der Serie „Musica barcensis“ („Diletto musicale“)
- 5.-7. August, Kronstadt (Sportschule) - Mittelalterfest
- 13.-14. August, Honigberg - 2. Begegnungsfest der Honigberger von nah und fern

September

- jeweils dienstags, 18 Uhr, Schwarze Kirche - Orgelkonzert
- 8.-11. September, Kronstadt (Sportschule) - Oktoberfest des Deutschen Wirtschaftsklubs Kronstadt
- 11.-17. September, Julius-Römer-Hütte auf dem Schuler und Kronstadt - 26. Internationale Siebenbürgische Akademiewoche von „Studium Transylvanicum“
- 15. September, 14 Uhr, Kunstmuseum Kronstadt: Eröffnung der Ausstellung „Siebenbürgisch-deutsche Kunst in den museumseigenen Beständen“
- 15.-16. September, Redoute - wissenschaftliche Tagung „Der Deutsche Orden im Burzenland“ (veranstaltet vom Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde e.V. Heidelberg)
- 17. September - Sachsentreffen in Kronstadt.

Oktober

- 9. Oktober, 17 Uhr, Schwarze Kirche - Konzert der Ev. Schweizer Singgemeinschaft Bern
- 13.-16. Oktober, Kronstadt - Festspiele „Musica coronensis“ (9. Ausgabe)
- 14. Oktober, Marienburg - Michael-Weiß-Gedenkfeier
- 30. Oktober, Petersberg - Erntedankfest

November

- 11. November, mehrerenorts (Brenndorf, Fogarasch, Kronstadt, Zeiden u.a.) - Martinsfest
- 28. November - 3. Januar 2012, Kronstadt - Christkindlesmarkt.

Dezember

- 17. Dezember, Honterushof - Weihnachtsbasar der Honterusschule und der 12er Schule
- 31. Dezember, 12 Uhr, Schwarze Kirche - Konzert zur Jahreswende.

Organisation des Sachsentreffens am 17. September 2011 in Kronstadt

Die wichtigsten Details im Überblick:

ab 08:30 Uhr:

Verkauf von Abzeichen, Plakaten und Programmen (Honterus-Hof = Kirchhof und bei den Eingängen zum Sportplatz der Sportschule); hier wird mit der Unterstützung des Jugendforums gerechnet; mehrere Mannschaften übernehmen den Verkauf und sorgen dafür, dass nur Personen mit Festabzeichen Zugang auf den Sportplatz erhalten; Benjamin Józsa macht darauf aufmerksam, dass diese Jugendlichen wetterfeste Kleidung (Pelerinen) tragen müssen, falls es regnet. Die Mannschaften, die beim Sportplatz im Einsatz sein werden, sollten nach 3-4 Stunden ausgetauscht werden.

09:00 - 09:45 Uhr:

Empfang der Ehrengäste beim Sitz des Deutschen Forums Kronstadt; für diesen Programmpunkt ist das DFDKK zuständig; Manfred Copony hatte Unterstützung angeboten, etwa beim Beschaffen von Burzenländer Baumstriezel.

09:45 - 10:00 Uhr:

Zug der Ehrengäste begibt sich zur Schwarzen Kirche.

10:00 - 11:15 Uhr:

Festgottesdienst in der Schwarzen Kirche; die ersten Bänke sollten für die Ehrengäste reserviert werden; in den Chorraum sollten Stuhlreihen aufgestellt werden - hier sollten die Trachtenträger Platz nehmen; beim Eingang soll die Gottesdienstordnung mit Liedtexten (ev. auch mit Notensatz) verteilt werden; auf der Gottesdienstordnung oder auf separatem Blatt auch „Siebenbürgen, Land des Segens“ mit deutschem und rumänischem Text (die drei Strophen, die man gewöhnlich singt); nach dem Gottesdienst sollen alle Kirchentore geöffnet werden, damit die Besucher die Kirche zügig verlassen können.

11:15 - 11:30 Uhr:

Aufstellen des Festzuges (Honterus-Hof), voran die Blasmusik(en) und die Trachtengruppen, dann alle anderen; gefragt wird, wer das Aufstellen des Festzuges koordiniert; Wittstock wird sich drum kümmern und die Leiter von Blasmusik(en) und Tanzgruppen bereits im Vorfeld informieren.

11:30 - 12:15 Uhr:

Defilieren des Festzuges zum (alten) Marktplatz (hier Aufmarsch der siebenbürgisch-sächsischen Volkstanzgruppen und gemeinsames Singen „Siebenbürgen, Land des Segens“), dann weiter über Rossmarkt, Beethovenzeile und Waisenhausgasse zum Sportplatz der Sportschule.

ab 12:30 Uhr:

Grußworte, gesprochen von der Bühne, die auf dem Sportplatz steht; währenddessen Beköstigung der Mitglieder der künstlerischen Ensembles (Bläser, Tänzer) im Festzelt, das auf dem Sportplatz aufgebaut ist (400-500 Personen gleichzeitig).

ab 13:30 Uhr:

volkstümliches Kulturprogramm mit Blasmusik, Volkstänzen u. Ä., dargeboten auf der auf dem Sportplatz installierten Bühne; Benjamin Józsa schlägt vor, dass dieser Programmpunkt von Prof. Ioan (Bobby) Arcălean (Bistritz) koordiniert werden soll, da er diesbezüglich Erfahrung hat.

ab 13:45 Uhr:

Mittagessen für die Ehrengäste (80-100 Personen), voraussichtlich im Restaurant „Das Sachsenfass“ in der Purzengasse.

15:30 - 16:45 Uhr:

Festveranstaltung in der Redoute mit Festvortrag zum Motto „Herkunft prägt Zukunft. 800 Jahre Burzenland“, Verleihung der Honterusmedaille, musikalischer Rahmen.

ab 17 Uhr:

Präsentation der deutsch-rumänischen Gemeinschaftsbriefmarke „Kirchenburg von Birthälml“ (Redoute) mit Teilnahme hoher deutscher und rumänischer Gäste.

Auszug aus Protokoll.Kultur.13.04.11.doc

Wolfgang Wittstock

Jugendangebot im Burzenländer Jubiläumsjahr 2011

Ein abwechslungsreiches Ferienprogramm für Jugendliche bietet im Burzenländer Jubiläumsjahr 2011 der Kurator der evangelischen Kirchengemeinde Brenndorf, Manfred Copony. Die Jugendlichen wohnen im Pfarrhaus in Brenndorf und erkunden von dort aus die Geschichte, Traditionen, Sehenswürdigkeiten des Burzenlandes.

Auf dem Programm stehen Kronstadt, die Marienburg, die der Deutsche Orden vor 800 Jahren errichtet hat, die Kirchenburgen in Honigberg und Tartlau und andere Ortschaften. Die jungen Leute lernen auch das Kultur- und Alltagsleben vor Ort kennen, sehen zu und machen mit bei landwirtschaftlichen Arbeiten, beim Baumstriezel- und Brotbacken. Viel Spaß werden die Teilnehmer sicher auch beim Baden, Lagerfeuer, einer Fahrt mit dem Pferdewagen, Turmbesteigungen mit herrlicher Sicht ins Burzenland oder bei Gesprächen mit jungen und alten Leuten haben.

Je zwölf Jugendliche können dieses Angebot zu folgenden Terminen im Sommer 2011 in Anspruch nehmen: 8. - 14. Juni; 16. - 22. Juni, 25. Juni - 1. Juli oder 4. - 10. August (neu!). Die zwölf Plätze stehen in vier Gästezimmern im Pfarrhaus in Brenndorf zur Verfügung. Kostenpunkt: 160 Euro pro Teilnehmer (ermäßigt 150 Euro für SJD-Mitglieder) für sieben Tage mit Übernachtung, Verpflegung und einer abwechslungsreichen Ferienzeit, die auf die individuellen Wünsche der Teilnehmer eingeht. So können zum Beispiel auch die Kirchenburg in Deutsch-Weißkirch oder das Ferienhaus der Peter Maffay Stiftung in Radeln besucht werden.

Es wird hauptsächlich Speisen aus der siebenbürgischen Küche geben. Mithelfen beim Einkaufen und Kochen ist erwünscht, aber nicht Pflicht. Zu den Mahlzeiten wird je ein Erfrischungsgetränk angeboten. Die Fahrten sind mit dem eigenen Fahrzeug zu bewältigen, jene vor Ort können aber auch von Manfred Copony organisiert werden. Weitere Informationen und Anmeldung bei Manfred Copony, Pfarrhaus, str. Tudor Vladimirescu (Kirchengasse) Nr. 135, RO-507015 Brenndorf (Bod), Telefon: (0040) 268-28 32 82, Mobiltelefon: (00 40) 721-98 24 31, E-Mail: copony.manfred@yahoo.com.

28. Burzenländer Arbeitstagung - Burzenländer planen Jubiläumsjahr 2011

Vor 800 Jahren berief der ungarische König Andreas II. den Deutschen Orden zwecks Grenzverteidigung und Kumanenmission nach Siebenbürgen. In einer 1211 ausgestellten Urkunde wurde das Burzenland dabei erstmals erwähnt. Diesem Jubiläum widmen sich das Pflingstreffen in Dinkelsbühl, das Sachsentreffen am 17. September in Kronstadt und viele andere Kultur- und Begegnungsfeste in Deutschland und Siebenbürgen. Wie sich die Burzenländer dabei einbringen können, berieten 48 Ortsvertreter auf ihrer **28. Burzenländer Arbeitstagung** vom 8. bis 10. April 2011 in Crailsheim.

Die HOG-Regionalgruppe Burzenland wird den **Heimattag in Dinkelsbühl** zusammen mit dem Verband der Siebenbürger Sachsen in Deutschland, der Siebenbürgisch-Sächsischen Jugend in Deutschland (SJD) und dem Hilfskomitee mit ausrichten. Der Heimattag vom 10. bis 13. Juni 2011 steht unter dem Motto „Flügel hier, Wurzeln dort – Brücken über Zeit und Raum“.

Mit Blick auf das Jubiläumsjahr beschrieben („blasonierten“) die Burzenländer Heimatortsgemeinschaften schon 2010 ihre Wappen aufgrund von geschichtlichen Vorlagen und registrierten sie in der Ostdeutschen Wappenrolle (OWR). Es handelt es sich um Vereins- oder Körperschaftswappen, die von den Heimatortsgemeinschaften in Deutschland und örtlichen Einrichtungen im Burzenland verwendet werden können. Die Wappen wurden schon im Heimatkalender 2011 abgebildet. Diese Wappen sind auch auf den neuen Wappenschildern zu sehen, mit denen die Heimatortsgemeinschaften in Dinkelsbühl auftreten werden.



HOG-Vorsitzende mit Wappen bei der Tagung der Regionalgruppe Burzenland. Foto: Dagmar Junesch

Der am 27. November 2010 gewählte Bischof der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien, Reinhart Guib, wird am Heimattag teilnehmen und die Predigt im Pflingstgottesdienst halten sowie das Geistliche Wort vor der Schranne sprechen. Für die anschließende Kundgebung haben Bundesinnenminister Dr. Hans-Peter Friedrich, der rumänische Außenminister Teodor Baconschi sowie Peter Maffay ihre Teilnahme zugesagt.

Die Burzenländer werden am Pflingstsonntag um 13.15 Uhr in Dinkelsbühl erstmals ein Konzert der Vereinigten Burzenländer Blaskapellen bieten. Dafür wurde extra Notenmaterial erstellt.

Eine Reise durch „Das Burzenland in Liedern und Sagen“ gestalten der Jugendbachchor Kronstadt, das Zeidner Gesangstrio und die Zeidner Bläsergruppe in der Brauchtumsveranstaltung am Pflingstsamstag. Mit Hilfe der Burzenländer Heimatortsgemeinschaften ist es Steffen Schlandt (Leiter des Jugendbachchors) gelungen, ein Heft mit Heimatliedern aus allen Burzenländer Gemeinden zusammenzutragen und mit Landschaftsmalereien zu illustrieren. Sowohl das Liederheft als auch die CD werden schon zu Pflingsten in Dinkelsbühl zum Verkauf angeboten.

Auch das Deutsche Kulturforum östliches Europa berücksichtigt das Jubiläum in seinen Planungen. Der Historiker Dr. Harald Roth vom Fachreferat Geschichte/Länderreferat Südosteuropa konzipiert die Ausstellung „800 Jahre Burzenland“ für den Heimattag in Dinkelsbühl. Die Ausstellung mit den gleichen Vorlagen wird dann in Zusammenarbeit mit dem Kronstädter Jugendforum auf dem Marktplatz in Kronstadt und in anderen Burzenländer Gemeinden gezeigt.

Die Rede an der Gedenkstätte hält Wolfgang Wittstock, Vorsitzender des Demokratischen Forums der Deutschen im Kreis Kronstadt. Auch diese Besetzung zeigt, wie eng die Sachsen von hüben und drüben zusammenarbeiten.

Anlässlich des **Sachsentreffens** reisen dann die HOG-Vertreter vom 14. bis 23. September 2011 ins Burzenland. Die Burzenländer HOGs pflegen traditionell enge Beziehungen zu ihren Gemeinden und ihren dort lebenden Landsleuten. Seit vier Jahren findet ein intensiver Informationsaustausch zwischen dem Kreisforum Kronstadt und der HOG-Regionalgruppe statt.

In diesem Sommer ist mit zahlreichen Besuchern zu rechnen. Es werden Konzerte (Musica Barcensis, Diletto Musicale) und weitere kulturelle Veranstaltungen im ganzen Burzenland geboten. Höhepunkt ist am 17. September das Sachsentreffen in Kronstadt.

Mehrere Publikationen befassen sich mit Kronstadt und dem Burzenland. Neben Harald Roths „Kleine Stadtgeschichte“ über Kronstadt und Harald Zimmermanns Neuauflage des Buches „Der Deutsche Orden in Siebenbürgen“, die bereits erschienen sind, sei auf eine geplante Burzenland-Broschüre des Archivars Gernot Nussbacher hingewiesen.

Auf der 28. Burzenländer Arbeitstagung wurde zudem eine kurze Bilanz der letzten vier Jahre gezogen. Erfolgreiche Großprojekte der HOG-Regionalgruppe Burzenland waren die erwähnte Wappenregistrierung und die Herausgabe einer DVD mit einem Dokumentationsfilm Günter Czernetzky über die erste Reise der HOG-Regionalgruppe in das Burzenland im Mai 2006.

Die Arbeit des Vorstandes wurde sehr positiv bewertet. Deshalb wurde der alte Vorstand einstimmig wiedergewählt. Regionalgruppenleiter ist Karl-Heinz Brenndörfer (Heldsdorf), sein Stellvertreter Udo Buhn (Zeiden), Rose Chrestels (Neustadt) bleibt Schriftführerin und Krimhild Bonfert (Schirkanyen) Kassenwartin. Rechnungsprüfer sind Harald Zelgy (Nußbach) und Manfred Binder (Petersberg).

Auch nach dem Jubiläumsjahr haben die Burzenländer noch viel vor. Die 29. Arbeitstagung ist für den 20. bis 22. April 2012 wieder in Crailsheim-Westgartshausen geplant. Die Ortsvertreter werden sich dabei mit der aktuellen Jugendarbeit und der Wirtschaftsgeschichte des Burzenlandes befassen.

Siegbert Bruss

*Gekürzte Fassung aus "Siebenbürgische Zeitung",
30.04.2011.*

Musikantentreffen – was kann man dazu sagen?

Das ist eine Veranstaltung, bei der Menschen zusammenkommen, die Großartiges verbindet:

- die Musik natürlich, ganz konkret die Blasmusik!
- eine Kameradschaft, die man nicht erst wiederbeleben muss, die einfach da ist!
- gemeinsame Wurzeln, ähnliche Erfahrungen, schöne Erinnerungen,
- ganz wichtig - die Vorfreude auf ein schönes, gemeinsames Erlebnis, auf harmonische Tage, die Herz und Seele berühren, die Lebensfreude schenken und sogar der Gesundheit einen guten Dienst leisten, denn nach der Probe fühlt man sich stets besonders gut .

So habe ich das zweite Burzenländer Musikantentreffen, welches vom 5. - 7. November 2010 im Berghotel in Friedrichroda stattfand, empfunden.

Beim ersten Treffen dieser Art war Tartlau nur ganz spärlich vertreten. Es war sehr schön, dass es diesmal einen größeren Zuspruch fand. Sogar die Fans der Tartlauer Blasmusik, ehemalige Bläser und Musikliebhaber waren dabei und haben somit unser Gefühl der Zusammengehörigkeit gestärkt.

Ein Dankeschön richte ich an Emmi Teck, die sich ganz besonders eingesetzt hat, um alle zu erreichen und die Einladungen rechtzeitig zu verschicken.

Trotzdem waren die Tartlauer allein nicht spielfähig. Zum Glück war Zeiden auch mit einer halben Kapelle vertreten, und gemeinsam konnten wir als „eine“ Kapelle proben und auftreten.

Die „Burzenländer Mappe“ hat uns dazu verholfen, dass am Schluss eine große 73-Mann-Kapelle stolz ihr Zusammenspiel zeigen und zu Gehör bringen konnte. Das angestrebte Ziel, dass überall wo sich Burzenländer Musikanten treffen, gemeinsam gespielt werden kann, war damit voll und ganz erreicht!



Wir Tartlauer Musikanten haben auch einen Satz an „Burzenländer Mappen“ erworben.

Wir danken der Tartlauer Nachbarschaft für die Finanzierung der Notenmappen.

Es bleibt zu hoffen, dass wir auch ein Probewochenende finden, bei dem alle Tartlauer Musikanten diese Mappe kennen lernen.

Obwohl intensiv geprobt und gespielt wurde und das Wetter nicht unbedingt zum Spaziergehen einlud, herrschte eine lockere und entspannte Atmosphäre. In dem großen Saal war immer was los.

Dank gebührt auch den Organisatoren Anneliese und Klaus Oynzen, sowie Helfried Götz.

Dieses Treffen ist ein Beweis dafür, dass die Burzenländer Musikanten die Freude am Musizieren mitgebracht haben und damit unser Erbe weiterleben lassen.

*Peter Kaufmes
Böblingen*

Die Siedler – Burzenland 1211



Die Siedler – Burzenland 1211, Öl auf Leinwand 50x70 cm

Nach meinem Bild "Die Deutschordensritter" (Tartlauer Wort Dezember 2010) zum kriegerischen Aspekt, nun der friedliche Teil der Besiedlung des Burzenlandes vor 800 Jahren. Als Hintergrund habe ich den Hohenstein, seit damals wohl unverändert, sowie die Weiden an der Tartel, leider radikal abgeholzt, gewählt. Vorlage war eines meiner Aquarelle von 1981. Leider nur noch Erinnerung. Die dargestellten Personen sind nicht individualisiert, also nicht nach Ähnlichkeiten suchen. Kühe und Schweine sind die Rassen, die damals gezüchtet wurden. Für das Pferd des Grafen (Angehöriger der siebenbürgisch-sächsischen Führungsschicht in den ersten Jahren nach der Einwanderung) hatte ich unsern Cäsar, den mein Vater einem Nachbar verkauft hatte, als Vorbild genommen. Ich hatte dabei Tränen in den Augen.

Die gleiche Rasse belgische/norddeutsche Kaltblütler habe ich auch in den letzten Jahren auf dem Tartlauer Viehmarkt gesehen. Die Wagen sind die, die auch heute noch durch Tartlau fahren, allerdings jetzt mit Gummireifen. Für den Vordergrund habe ich die sumpfige Landschaft, die es trotz Trockenlegungen teilweise noch um Tartlau gibt, gewählt. Den böhmischen Amboss (Bild links unten) gab es bereits im Mittelalter. Ich benutze den auch heute in meiner Arbeit mit Kindern und Jugendlichen.

Johann Batschi jun.

Homepage-Aktivitäten 2010

Inhaltliche Erweiterungen und Pflege

Gute Internetseiten zeichnen sich dadurch aus, dass sie zeitnah Informationen zu aktuellen Ereignissen bieten. So haben wir auch in diesem Jahr Berichte zum Heimattag in Dinkelsbühl sowie zum zentralen Ereignis der 9. Tartlauer Nachbarschaft, dem Treffen in Rothenburg o. d. Tauber, veröffentlicht. Ergänzt werden diese Berichte jeweils durch gelungene Schnappschüsse von Tartlauer Teilnehmern, die in der Bildergalerie zu finden sind.

Den Bereich „Nachbarschaft“ haben wir um einige Informationen zum Tartlauer Vorstand ergänzt. Hier findet man neuerdings auch die Satzung der 9. Tartlauer

Nachbarschaft zusammen mit der Wahlordnung. Die Dokumente können auch als PDF-Datei heruntergeladen werden.

Ohne Technik geht es nicht

Neben den inhaltlichen Erweiterungen ist es erforderlich, immer wieder auch technische Anpassungen vorzunehmen, um unsere Seiten auf einem zeitgemäßen Stand zu halten. So haben wir einige Maßnahmen zur „Suchmaschinenoptimierung“ durchgeführt, was dazu beiträgt, dass unsere Homepage bei Suchanfragen leichter und mit besserer Platzierung gefunden wird.

Zusätzlich ist es nun möglich, sich über die obere Navigationsleiste die „Sitemap“ der Homepage anzuzeigen und über diesen Weg „RSS-Feeds“ (Benachrichtigung zu neuen Artikeln einer bestimmten Kategorie) zu abonnieren.

Weiterhin ist es förderlich, andere Homepagebetreiber dazu zu „bewegen“, auf deren Link-Seiten einen Verweis auf unsere Homepage aufzunehmen. Somit schafft man eine zusätzliche Möglichkeit, Besucher, die nicht gezielt nach Tartlauer Themen suchen, dennoch auf unsere Homepage zu „locken“. Es ist uns gelungen durch Kontaktaufnahme mit diversen Homepagebetreibern den Tartlau-Link auf etlichen Seiten Burzenländer Ortschaften (Kronstadt, Honigberg, Marienburg, Neustadt, Nussbach, Rosenau, Wolkendorf), wie auch auf den Seiten des Forums Kronstadt und rokestuf.de zu hinterlegen.

Anfragen und Kommentare von Homepage-Besuchern

Dass unsere Seiten auf Interesse stoßen, ist auch aus den zahlreichen Kommentaren und Anfragen ersichtlich, die über unsere Kontaktseite bei uns eingehen. Die Anfragen versuchen wir entweder selber zu beantworten oder leiten diese an geeignete Personen weiter. Die Anfragen sind auch ein willkommener Hinweis, welche Informationen von Interesse sind und können beim weiteren Ausbau helfen.

Thomas aus Apolda (Thüringen) schreibt: „Ich plane mit meinem Freund Christoph diesen Herbst wieder mal Siebenbürgen nach 10 Jahren zu besuchen. Ich würde gern den Kontakt vertiefen und ausbauen, mich sehnt es nach diesem Land... Ich war 1999, 2000, 2001 in Kronstadt, die Bilder habe ich sorgfältig abgelegt und schaue mir diese oft an“. Er will nun auch Tartlau besuchen.

Laura Dordea studiert an der Transilvania-Universität in Kronstadt und führt dort interkulturelle Studien zur deutschen Sprache und Literatur durch. Für ihre Abschlussarbeit mit dem Thema „Tartlau zwischen Vergangenheit und Zukunft“ konnten wir einige Fotos und Informationen zur Verfügung stellen.

Mihaela Sima (Tochter von Tica und Galina Sima) aus Tartlau schreibt (aus dem Rumänischen sinngemäß übersetzt): „Ich habe mich sehr gefreut, als ich Eure Homepage gefunden habe und mich sehr gerne an die mit Euch in der Schule verbrachten Jahre erinnert, meine sächsischen Kollegen! Leider hat Tartlau durch Euren Weggang einen Teil seines Glanzes verloren. Noch heute vergleichen wir das Leben mit der Zeit als Ihr noch da wart. Wir versuchen nun einige Eurer Traditionen (wie z.B. den Fasching) wieder zu beleben, erkennen ihn als Teil Eurer Kultur an und erzählen unseren Kindern von der

Freundschaft, die uns über Jahrhunderte verbunden hat.“

Ausblick 2011

Die Tartlauer Homepage wird von vielen fleißigen, ehrenamtlich tätigen Autoren gestaltet. Im Rahmen der Möglichkeiten trachten wir danach, inhaltlich und strukturell unsere Homepage zu bereichern.

Bis Jahresende planen wir sämtliche Ausgaben des „Tartlauer Wortes“ zum Herunterladen anzubieten. Viele von uns haben diese sicher in ausgedruckter Form seit dem Eintritt in die Nachbarschaft gesammelt. Sollte eine der Ausgaben aus Ihrer Sammlung fehlen, können Sie sich dann auch diese Ausgabe mit ein paar Klicks auf Ihren Rechner herunterladen und bequem am Bildschirm anschauen. Allerdings wird die jeweils letzte Ausgabe über diesen Weg nicht erhältlich sein.

Charakteristisch für uns Tartlauer ist natürlich unsere einmalige Mundart. Damit sich demnächst auch unsere Homepage-Besucher eine Vorstellung davon machen können, werden wir einige der bereits veröffentlichten Mundartgedichte auch als Tonaufnahme anbieten.

Eine beständige Aufgabe besteht natürlich darin, die aktuellen Ereignisse zu dokumentieren. Nach wie vor sind wir der Meinung, dass noch Platz für Erweiterungen und Verbesserungen vorhanden ist. Wollen Sie nicht auch einen Beitrag beisteuern? Halten Sie Ihre Ideen schriftlich fest und melden Sie sich einfach über die Kontaktseite der Homepage bei uns. Die Internetgemeinde wird es Ihnen danken!

Homepage-Artikel im “Tartlauer Wort”

Die stetig steigende Anzahl der Homepage-Besucher erfüllt uns mit Freude und gibt uns die Gewissheit, dass die auf unserer Homepage publizierten Artikel auf breites Interesse stoßen. Es ist gleichzeitig ein Ansporn, unser Angebot weiterhin zu verbessern.

Trotz des Siegeszugs des Internets ist es leider noch nicht allen Lesern des “Tartlauer Wortes” möglich, auf dieses Angebot zuzugreifen. Auf vielfachen Wunsch unserer Leser werden wir ab dieser Ausgabe ausgewählte Homepage-Artikel hier veröffentlichen. Vielleicht ist die Veröffentlichung einiger Homepage-Artikel auch ein Ansporn für diejenigen, die es sich bisher nicht zugetraut haben, die Weiten des Internets für sich zu erschließen, jetzt den entscheidenden Schritt zu tun und sich die hier publizierten Inhalte „live“ auf unserer Homepage anzuschauen.

Volkmar Kirres jun., Schönaich

Von unserer Homepage: Freizeit und Hobbies

Stachelige Freunde

Wie es dazu kam

Nun, die Anfänge meiner Kakteenleidenschaft liegen mittlerweile schon ca. 35 Jahre zurück. Durch einen "Unfall" kam ich zu meinem ersten Kaktus (daheim standen auf einem Blumenständer auch zwei oder drei Stück "Osterkaktus" und "Schlangenkaktus" gepflegt von meiner Mutter).

Mein erster Kaktus aber, das war ein so genannter Feigenkaktus (lat. *Opuntia*) und zu dem kam ich so: es war wohl in der sechsten oder siebenten Klasse in Heldsdorf und unser damaliger Botanik- und Erdkundelehrer war Hans Hubbes. Der hatte einen Teil seiner Kakteensammlung zum Überwintern auf die Fensterbank in unseren Klassenraum gestellt.

Da es in den Pausen oft etwas lebhafter zugeht, blieb einer meiner Klassenkollegen an einem Kaktus hängen und der lag dann eben am Boden. Ein Stück hatte sich von der stattlichen Pflanze gelöst und wurde mein erster Kaktusableger. Lehrer Hans Hubbes hatte nichts dagegen, ich durfte das Stück "Feigenkaktus" behalten, bewurzelte es in einem Topf mit Sand und der Grundstein für mein Hobby war gelegt.

Eine kleine Sammlung

Mein Interesse an diesen exotischen Pflanzen war nun geweckt und ich nutzte jede Gelegenheit um an neues Material zu kommen. Alles was irgendwie nach Kaktus aussah wurde gesammelt und innerhalb kurzer Zeit entstand eine kleine Sammlung von Kakteen und anderen Sukkulenten, zuerst auf einem Blumenständer, später in einem Frühbeet.

Die Zeit verging, die Zahl der Pflanzen nahm zu und meine Begeisterung für dieses Hobby wurde auch nicht weniger. Ich war immer wieder fasziniert von den Formen der Kakteen und den Farben ihrer Bedornung.

Während meines Militärs 1979 in Braila lernte ich einen großen Kakteensammler, Mathelehrer Dobrota, kennen. Er besaß - für damalige Verhältnisse - eine sehr große Kakteensammlung, war aber leider ein Geizkragen. Das einzige, das ich von ihm ergattern konnte, waren ein paar Kakteensamen von "Bischofsmützen" (lat. *Astrophytum ornatum*). Ich besitze von dieser Aussaat (1980) noch eine Pflanze welche sich zu einem stattlichen Exemplar entwickelt hat und jedes Jahr aufs Neue blüht.

Faszination Kaktus

Gut, "Und was ist jetzt so interessant an einem Kaktus?" mag der eine oder andere sich wohl fragen. Auf die oft gestellte Frage meiner Mutter: "Hermann, was sollst du aber mit soviel Kakteen?" konnte ich immer nur antworten: "Anschauen". Genau das ist der entscheidende Punkt: das Anschauen, Betrachten. Nimmt man sich Zeit

und betrachtet die Pflanzen aus der Nähe, wird man erkennen, dass die Natur hier etwas Großartiges geschaffen hat.



"*Echinocactus macrodiscus*" (2007, eigene Aussaat, ca. 8 Jahre alt)

Mich haben die Kakteen immer wieder mit ihren Formen und Farben beeindruckt. Die Bedornung vieler Kakteen ist einfach etwas Herrliches, Einmaliges! Die Blüte ist bei mir nicht ausschlaggebend, aber die Bestätigung einer guten Pflege. Dann ihre Toleranz in der Pflege: auch faszinierend. Sie können Wochen oder sogar Monate lang überleben ohne einen Tropfen Wasser zu kriegen. Die Gattung der "Echinocereen" ("Igelkaktus") bringt nach monatelanger Überwinterung im Keller Knospen hervor, ohne vorher gegossen zu werden!

Hobby in der neuen Heimat

Ein Teil meiner Kakteensammlung wechselte 1988 und 1989 den Standort von Siebenbürgen nach dem goldenen Westen. Hier konnte ich feststellen, dass einem das Sammeln viel einfacher gemacht wird. Überall werden sie, wie anfangs erwähnt, angeboten.

Wer allerdings schöne, gesunde Pflanzen sucht, sollte eine Kakteengärtnerei aufsuchen (Uhlig, Kakteenland Steinfeld, usw.). Außerdem gibt es in Deutschland eine Kakteengesellschaft, es gibt Kakteenvereine, Kakteen-samenhändler, Kakteenbörsen und Privatsammler. Jeder



"*Pelecyphora asseliformis*" (2007, gekauft vor ca. 10 Jahren)

der sich intensiver mit der Pflege von Kakteen beschäftigt und auch die wahren Schätze unter ihnen sammeln möchte, dem sei geraten es mit der eigenen Aussaat zu versuchen. Für ein paar Euro kann man seltene Kakteensamen erstehen und mit etwas Geduld hat man nach einiger Zeit blühfähige Pflanzen.

Das Keimen einer Pflanze aus so einem kleinen Samenkorn ist immer wieder ein großartiges Erlebnis. Für ungeduldige Pflanzenliebhaber sind Kakteen leider weniger geeignet, dem Geduldigen aber, dem bereiten sie immer wieder Freude und sind wie ein Fels in der Brandung.

Zur Pflege der Kakteen kann ich hier kurz für Interessierte ein paar Tipps geben: im Sommer brauchen sie Licht, Wasser und etwas Nährstoffe in Form von Kunstdünger. Ohne genügend Licht wird man keinen Erfolg mit Kakteen haben und ganz ohne Wasser kommen auch diese Überlebenskünstler nicht aus. Im Winter sollte man den Kakteen dann eine Ruhepause gönnen, da können sie auch dunkler gehalten werden bei niedrigen Temperaturen und fast oder ganz ohne Wasser. Im Sommer ist ein Aufenthalt im Freien zu empfehlen und für den Anfang muss es nicht ein teures Gewächshaus sein. Ein kleines, belüftbares Frühbeet tut auch seinen Dienst.

Meine aktuelle Sammlung und Pläne für die Zukunft

Ja, wo gesammelt wird, da wird mehr ☺ und bei mir haben sich ca. 500 Kakteen angesammelt. Die meisten wurden selber ausgesät, viele dazugekauft. Einige wenige habe ich geschenkt gekriegt.

Übrigens, die häufigste Frage zu meiner Kakteen-sammlung lautet: "Und im Winter?". Untergebracht werden meine Kakteen im Winter im Keller (der größte Teil) und in der Wohnung im Flur und auf Fensterbänken. Ab März und bis in den Spätherbst (je nach Außentemperatur) wandern sie dann in den Garten in die Frühbeete. Dann wird wieder gelebt!

Stark erweitern darf ich meine Kakteensammlung aus Platzmangel jedenfalls nicht mehr. Aber verfeinern werde ich die Auswahl und spezialisieren (seltener Arten). Aussäen werde ich auch in Zukunft um den Bestand zu erhalten und an Raritäten zu kommen, die man nicht in jedem Bauhaus erstehen kann. Und sollte ich einmal auf einen fernen Planeten auswandern müssen: ein Kaktus wäre sicher in meinem Gepäck.

Danksagung

Oft, wenn ich meine Kakteen betrachte, muss ich - in Dankbarkeit - an gute Menschen denken, die mit dazu beigetragen haben, dass ich eine beträchtliche Anzahl Kakteen besitzen und pflegen darf.

Der berühmte und fast jedem bekannte "Schwiegermutterstuhl" (lat. *Echinocactus grusonii*) war im früheren, kommunistischen Rumänien eine Seltenheit und fast nicht zu erstehen. Ein älterer, kranker Mann aus Kronstadt besaß zwei Exemplare dieser begehrten Art. Er schenkte mir einen davon! Der gute Herr ruht schon Jahrzehnte in Gottes Acker, den Kaktus pflege ich noch immer und werde den freigiebigen Mann nie vergessen.

Einen anderen Kaktus, "*Ferocactus histrix*", erhielt ich als Sämling von einem viel zu früh verstorbenen Heldsdorfer (Günter Lang wurde nur 25 Jahre alt).



"*Echinocereus pectinatus*" (Mai 2006)

Meinen Eltern und meiner Familie werde ich auch immer dankbar sein für die Toleranz gegenüber meinem Hobby. Für unsere Kinder Doris und Lisa war es auch ganz normal, dass immer irgendwo im Haus oder Garten Kakteen herum standen. Auch als kleine Kinder haben sie sich nicht an den Stacheln der Kakteen "gepiekst".

Danke auch meinen Schwiegereltern Hans und Rosi Donath. In ihrer "federscht Stuf" ("gute Stube") in Tartlau haben meine Kakteen auch überwintern dürfen. Man sieht, Schenkungen oder gute Taten tragen dazu bei, Menschen in Erinnerung zu behalten!

Kakteenlinks

Deutsche Kakteen-Gesellschaft e. V.:
<http://www.DeutscheKakteenGesellschaft.de>

Vereinigung der Kakteenfreunde Württembergs:
<http://www.vkw-kakteen.de/>

Köhres-Kakteen (Kakteen, Kakteensamen, Tillandsien):
<http://www.koehres-kaktus.de>

Hermann Martin, Böblingen

Sommerfahrt in die alte Heimat, nach 21 Jahren (Teil 2)

von Dr. Hans Butt. (August 1965)

Siebenbürgen, ein Land ungefähr in der Größe Bayerns, ist im Norden von den Karpaten umgrenzt. Diese wenden sich nach Süden und dann nach Westen, um ins Balkengebirge überzugehen. Es ist von Tälern durchzogen, die sich alle nach Westen öffnen. Bis auf den Alt, der nach Süden durch den Roten Turmpass die Südkarpaten durchbricht und sich in die Donau ergießt, fließen alle Flüsse nach Westen, und münden in die Theiß. Diese natürliche Burg, mit der mächtigen Umwallung durch die Karpaten, bildet eine bedeutsame Abschirmung des Westens gegen den Osten.

Die Herrscher in Budapest wussten sehr wohl, dass diese natürliche Bastei von entscheidender Bedeutung war, und dass hier an diesem Grenzwall die wilden Völker aufgehalten werden mussten, bevor sie in die schutzlose ungarische Tiefebene einbrachen. Es fehlte aber an Menschen in diesem von Urwäldern durchzogenen Gebiet, und es fehlte vor allem an Menschen, die auch die Fähigkeit und auch die Mittel besaßen, um diese Verteidigung durchzuführen. So rief schon der große ungarische König Stefan der Heilige, der sein Volk zum Christentum übergeführt hatte, und mit einer bayerischen Prinzessin verheiratet war, im 11. Jahrhundert deutsche Siedler in sein Land.

König Geisa II., der die aufziehende byzantinische Gefahr ahnte, förderte die deutsche Einwanderung sehr. Unter ihm kamen unsere ersten Vorfahren nach Siebenbürgen. Sie kamen aus der Moselgegend, und verstanden nicht nur das Schwert zu führen, sondern auch den Pflug. Sie erhielten vom König große, verbrieft Sonderrechte, die in dem berühmten Freibrief Andreas des II. festgehalten sind. Zunächst wurde der Norden und Süden von Siebenbürgen besiedelt. Erst nur durch schwache Holzbefestigungen geschützt, wurden die Siedler oft von plündernden Kumanenhorden überfallen.

Um die Verteidigungskraft des Landes zu stärken, bot der König, dem aus dem Heiligen Land zurückgekehrten Deutschen Ritterorden, das Burzenland zur Niederlassung an. Wegen Missstimmigkeiten mit dem König, kam es schon 11 Jahre später (1222) zur Vertreibung des Ritterordens. Was ist aber alles im Interesse der Verteidigung des Landes in dieser kurzen Zeit geschehen? Es entstand zunächst die erste Marienburg, von der aus das Land vom Ritterorden regiert wurde. Sie war die Vorläuferin der großen Marienburg in Ostpreußen. In kurzen Abständen folgten 4 weitere, trutzig aus Stein gebaute Burgen. In dieser Zeit wurde auch Kronstadt vom Ritterorden gegründet.

Vom Ritterorden hatten die Siedler gelernt, an Stelle von Holzburgen, feste aus Stein gemauerte Befestigungsanlagen aufzurichten. Dadurch, dass sich die Siedler loyal zum Könighaus verhielten, wurden sie von diesem auch gestützt. Aber alle Verteidigungsvorbereitungen

waren zu schwach, um den schon 1240 daher brausenden Mongolensturm aufhalten zu können. Alles ging in Flammen auf, und nur das nackte Leben konnte durch Flucht in die Berge gerettet werden. Der plötzliche Tod Dschingis Khans führte zur Rückkehr der Mongolen, und rettete das Abendland vor einer tödlichen Gefahr. Kronstadt rückte zum Vorort des Burzenlandes auf. Der Mongolensturm hatte gelehrt, dass die einzige Rettung für die Zukunft, feste Burgen waren, und die wurden gebaut. 1301, 60 Jahre nach dem Mongolensturm, starben die Arpaden (Ungarisches Königsgeschlecht) aus. Kronstadt zählte damals zu den volkreichsten Städten Ungarns. Handel und Gewerbe blühten. Diesen kometenhaften Aufschwung verdankte Kronstadt dem Hause der Anjouer. Unter Ludwig dem Großen (1342-1382) erlebte Kronstadt seine größte Zeit. Schutzbauten und Zünfte wurden gefördert. 1376 bestanden in der Stadt 43 Gewerbe und 1227 Meister. Kronstadt hatte damals nicht weniger Einwohner als Wien. Es entstanden, die von den Zünften errichteten Wehrbauten. Aber auch die einzelnen Bauernsiedlungen im Burzenland hatten ihre Kirchenburgen.

Unter dem Luxemburger Sigismund (1387-1437), kamen dann die Türken. Die bestehenden Befestigungsanlagen konnten dem wilden Ansturm nicht widerstehen. Die Stadt wurde erobert, verwüstet und der Rat in die Sklaverei abgeführt. Mit eisernem Eifer wurde weiter an den Befestigungsanlagen gebaut.

Der Kaiser schätzte die Stadt mit ihrer fleißigen Bevölkerung so sehr, dass er von hier aus, dem östlichsten Zipfel seines großen Reiches, mit seinem ganzen Hofstaate, 7 Monate regierte. In dieser Zeit wurde unsere große Schwarze Kirche gebaut.

Die Türkengefahr dauert an. 1526, in der Schlacht bei Mohacs, wurden die Ungarn vernichtend geschlagen. Der König Ludwig II. fiel. Budapest wurde erobert. Siebenbürgen wurde durch einen Keil von Österreich abgetrennt und wurde ein selbstständiges Fürstentum. Aber die Zeit wurde deshalb nicht besser. Wenigstens nach außen fühlten sich die Menschen sicherer. Es vollzog sich eine Schichtung in der Bevölkerung, in Bürgerschaft und Patriziat, die begreiflicherweise zu Spannungen führte.

Aber draußen lauerte der Feind. Spannungen und Auseinandersetzungen mit den eigenen Fürsten, den angrenzenden rumänischen Fürsten, den Türken und den Habsburgern waren an der Tagesordnung. Die Bauern verarmten. Die Tiere wurden geschlachtet. Die Menschen spannen sich selber vor den Pflug. Katzenfleisch wurde gegessen. Durch die Selbstständigkeit als Fürstentum, hatte sich das Leben nicht gebessert. Das Volk wurde von den Fürsten in grausamer Weise ausgebeutet.

Ein Ausbund an Unmenschlichkeit war Gabriel Bathori. Er wollte sich alle freien sächsischen Städte untertan machen und belagerte auch Kronstadt, aber erfolglos. Ein Ausfall aus der Stadt brachte ihm sogar eine schwere Niederlage bei. Im nächsten Jahr kam er aber wieder. In offener Feldschlacht stellte sich ihm der Kronstädter Stadtrichter Michael Weiß (8.10.1612) an der Spitze mit 40 jungen Gymnasiasten. Als ihn aber seine rumänischen Söldner im Stich ließen, konnte er dem Ansturm der Reiterschaaen Bathoris nicht widerstehen. Zusammen mit seinen 40 Gymnasiasten fiel er. Aber die Stadt konnte trotzdem nicht erobert werden. Dafür wurden aber die in der Ebene gelegenen Bauerndörfer verwüstet und niedergebrannt, die Bevölkerung in die Gefangenschaft geführt. Damals wurde mein Heimatort, Tartlau, zum 49. Mal in seiner Geschichte, eingeäschert.

Als die Not am größten war, als alles im türkischen Meer unterzugehen drohte, schlug die rettende Stunde. 1683 erlitten die Türken vor Wien eine entscheidende Niederlage und damit entschied sich auch unser Schicksal. Wieder wehten die Adlerstandarten über dem Land. Aber die Not war damit nicht vorbei. Die österreichischen Generale betrachteten Siebenbürgen als erobertes Land und betrugten sich als schlimme Sieger. Kronstadt fiel den Flammen zum Opfer. Unsere schöne Kirche brannte aus und hieß seither Schwarze Kirche. Diese schwere Zeit hatte im inneren Gefüge manches zerstört. Der Kampf zwischen Patriziern und Bürgern ging weiter. Die Rechte wurden eingeengt. Die Rumänen und Ungarn aus den Vorstädten stiegen zu Rechten auf, die sie vorher niemals besessen hatten. Unter Josef II. gingen den Sachsen die letzten Sonderrechte verloren. Die Freiheitskriege ließen die Menschen im Osten auch nicht unbeteiligt. Es kam die Metternichzeit. Eine strenge Zensur engte jede freie Meinungsäußerung ein. Die Revolution 1848 wurde mit Hilfe der Russen niedergeschlagen. Die Ungarn konnten den Anschluss Siebenbürgens an Ungarn nicht erreichen. In der Schlacht bei Königgrätz siegte der kleindeutsche Gedanke. Ungarn wurde selbstständig und erhielt Siebenbürgen. Das Deutschtum Österreichs verlor seine dominierende Stellung. Es setzten heftige Magyarisierungsbestrebungen in Siebenbürgen ein, aber ohne Erfolg. Der erste Weltkrieg, den wir selber erlebten, brachte den Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie, dieses wunderbaren, großen Wirtschaftsgebietes, mit der schillernden Vielfalt seiner Völker.

Es entstand Großrumänien. Der große Traum der Rumänen, Siebenbürgen einzuverleiben, ging in Erfüllung. Von Sonderrechten der Sachsen, war keine Rede mehr. Der Kampf ging jetzt um die Erhaltung der völkischen Substanz. Noch bestand die Möglichkeit, durch Mehrleistung im Kampf mit dem Staatsvolk, zu bestehen. Wenn auch langsam dies und jenes abbröckelte, wenn sich hier und dort auch langsam ein fremder Keil in unsere Gemeinschaft hineinschob, der große Rahmen konnte noch erhalten bleiben. Noch bestand ein gesunder Bauernstand und noch große blühende Industrien.

Noch waren wir wirtschaftlich stark genug, um unsere deutschen Schulen, das Rückgrat unserer Existenz, zu erhalten. Der zusätzliche rumänische Unterricht störte vorläufig noch nicht das deutsche Gefüge.

Aber neue Wolken zogen am Horizont auf. Es kam die Zeit vor dem 2. Weltkrieg. Deutschland wurde groß und mächtig. Der rumänische Druck auf das Deutschtum ließ etwas nach. Wir empfanden dies zunächst als positiv. Aber als die neue Zeit sich überschlug und ausartete, sagte sich jeder vernünftige Mensch bei uns, wehe wenn die Sache schief geht, wenn dieser furchtbare Krieg schlecht ausgeht. Im Sommer 1944 schien sich die Entscheidung zu unsern Ungunsten abzuzeichnen.

Wir schrieben den 26. August 1944. Ich stand in meinem Garten und blickte den großen Hang hinunter, der in den letzten 16 Jahren meine Welt gewesen war. Es war ein strahlender Spätsommertag, aber schon mit dem wehmütigen Leuchten seiner Vergänglichkeit. Die Zinne, unser Hausberg, trug schon die ersten braunen Tupfen des bevorstehenden Herbstes. In der friedlich scheinenden Ferne, der Glanz der schönen Berge, die diese alte, im Laufe der Jahrhunderte so schwer geprüfte Stadt, wie eine Muschel umgaben. Alles schien bis vor kurzem auf so festem Boden zu stehen, nun fing alles an zu wanken. Ich erfuhr auf Umwegen, dass nur eine ganz kurz befristete Möglichkeit bestand, aus der Stadt heraus zu kommen. Ich hatte nur eine halbe Stunde Zeit zu überlegen. Es war der schwerste Beschluss meines Lebens, in der Heimat zu bleiben und alles über sich ergehen zu lassen, oder sich mit den Kindern in die Freiheit zu retten. Ich wählte die Freiheit und habe bis heute meinen Entschluss nicht bereut. In einer geschlossenen Kolonne ging es durch die Stadt und es blieb so vieles zurück, was uns lieb und teuer war. Wir rollten durch das herrliche, so friedlich daliegende Burzenland, das von den milden Strahlen des schönsten Spätsommernachmittags erwärmt wurde. Die Stadt versank immer mehr in der Ferne. Die tiefstehende Sonne vergoldete ihre Silhouette und die hoch aufragenden Käme der Karpaten. Wie oft hat uns diese Stadt mit der prickelnden Vielfalt ihrer Landschaft und ihrer Menschen berauscht, wie gingen wir, trunken von den Möglichkeiten, die sie uns bot, durch unser Leben. Nun aber, da wir unsere Stadt mit unseren Augen nicht mehr erreichen konnten, zerbrach diese Welt. Wir rollten über die ungarische Grenze, der eiserne Vorhang senkte sich hinter uns, unser trostloses Flüchtlingsdasein begann.

Zurück zur Gegenwart und zu unserer Besuchsfahrt. Nach Überschreitung der Grenze ging's in flotter Fahrt, durch Nordsiebenbürgen. In Klausenburg kurze Rast. Erinnerungen, Universität, erste Bekanntschaft mit der Medizin, in zwei fremden Sprachen; nicht sehr erfreulich. Weiter Richtung Hermannstadt, geistiges Zentrum unseres Völkchens, Bischofsitz und einstiger Sitz unserer politischen Führung. Wie viele schöne Erinnerungen stürmen auf mich ein! Unsere Ärztekongresse, die jährlich stattfanden, waren richtige gesellschaftliche Ereignisse. Namen wie Volhard, Eiselsberg, Breitner, Sauerbruch,

u.v.a. strahlen da auf. Wer dabei war und einen Sauerbruch erlebt hatte, wie er noch in den frühen Morgenstunden in einem Lokal bei Zigeunermusik einen wilden Csardas auf dem Tisch tanzte, um dann einige Stunden später, in blendender Manier, eine schwere Lungenoperation zu demonstrieren, wird diese sprühende, vitale Persönlichkeit niemals vergessen. Oder wie Breitner, fast aus dem Stehgreif, vor einer Massenzusammenkunft in seiner hinreißenden Art über seine Erlebnisse in Sibirien berichtete. Dies sind aber Erinnerungen.

Wie sieht es heute in Hermannstadt aus? Düster, düster für einen, der gewohnt war, auf den Straßen hauptsächlich deutsche Laute zu hören und gut angezogene Menschen zu sehen. Wo sind sie alle hingekommen, fragt man sich. Wie war das möglich, dass in relativ kurzer Zeit, eine so deutsche Stadt von fremden Elementen unterwandert werden konnte. Wir erfuhren die Wahrheit. Die Vermögenden wurden aufs Land geschickt, wo sie ihr kärgliches Brot durch schwere Arbeit verdienen mussten. Die Übrigen wurden auf engstem Raum zusammengepfercht, wo sie zusammen mit Zigeunern oder Rumänen, mehrere Familien zusammen, eine Küche benutzen mussten. Einige, pompös für den Fremdenverkehr hergerichtete Hotels, sollten über die tatsächlichen Verhältnisse hinwegtäuschen. Im Hotel "Römischer Kaiser", das ganz modern hergerichtet war, wurden wir sehr gut bewirtet. Wir konnten es nicht glauben, dass keiner der einstigen Herrschicht so ein Lokal betreten konnte, das machte uns traurig. Wenn man auch schon lange von diesen Dingen gehört hatte, man wollte sie einfach nicht glauben.

Weiter ging es auf guter Straße in Richtung Kronstadt. Links am Weg, Freck, der einstige Sommersitz unseres Gouvernators und Günstlings von Maria Theresia, Samuel von Bruckenthal, große in Stein gemeißelte sächsische Geschichte. Ein kurzer Gang durch den schön gepflegten Park wo nur fremde ungewohnte Laute zu hören waren. Dann tauchten rechts in der Ferne die Fogarascher Berge auf, teilweise in Wolken gehüllt. Die höchste Spitze, der Negoj, trug noch eine weiße Mütze. Rechts und links des Weges weite Stoppelfelder, die Ernte war vorbei. Die Großräumigkeit des neuen Wirtschaftssystems sprang ins Auge. Vor einem dunkel aufziehenden Gewitter hob sich plastisch ein mächtiger Strohhaufen ab, für ein neues, bisher unbekanntes Bild. Davor eine Dreschmaschine. Kurze Rast zum Filmen. Die Menschen stellten sich gerne zum Fotografieren zur Verfügung. In der äußeren Aufmachung unterschieden sie sich nicht mehr voneinander, Rumänen, Deutsche, Ungarn, alle gleich gekleidet. Erst an ihrer Sprache erkannte man den Unterschied, -o tempora!

Es folgte Zeiden, einstmals der größte Bauernort, mit 8000 Einwohnern. In der großen Kehre, blieb ich wie später immer, wenn ich aus der Fremde heimkehrte, stehen und schaute. Vor mir weitete sich von Bergen umkränzt das Burzenland, das herrlichste Stückchen Erde, getränkt vom Schweiß, aber auch vom Blut und den Tränen so vieler Generationen unserer Ahnen. Zeiden

grüßte in ziemlich freundlichem Gewande, aber der Schein trügte, äußere Aufmachung für die durchziehenden Fremden. Wie viele gute Freunde barg es einst, heute nur fremde, nichts sagende Gesichter.

Weiter führte uns der Weg durch Weidenbach, Ausweichstelle für mein ehemaliges Kriegslazarett. Wie oft bin ich den Weg im Jahre 1944 gefahren? Doch zum Nachdenken bleibt mir nicht viel Zeit, denn schon lag vor uns hingekauert, von der Zinne überragt der Raupenberg, der kleine Schicksalsberg meines Lebens. Nun ich brauche es nicht weiter zu schildern. Die Heimkehr in die Heimat ist nicht leicht, wenn uns nichts anderes übrig geblieben ist, als die Erinnerung und die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit Menschen, die in einer anderen Welt leben mussten, aber nicht 2-3 Jahre, sondern fast eine Generation lang. Dass wir alle alt geworden sind, an das werden wir uns bald gewöhnen, aber werden wir den inneren Anschluss wieder finden, werden wir den tiefen Einschnitt überbrücken können, der entstand, als wir so lange Zeit in zwei verschiedenen Welten leben mussten?

Dieser Gedanke bewegte mich, als wir uns Kronstadt näherten. Meine verständige Begleiterin führte mich langsam durch die Stadt. Wir fuhren durch die Straßen, die ich ein halbes Leben gegangen und gefahren war. Den alten Serpentinweg zur Warte gab es nicht mehr, eine neue, schöne Asphaltstraße führte in die Höhe. Vor meinem alten Besitz blieben wir stehen. War es wahr oder nur ein Traum? Das Tor stand offen. Wir traten ein. Links das Wohnhaus, rechts im Hintergrund das Wirtschaftsgebäude, unten im Garten das Sanatorium. Es hatte sich scheinbar nichts geändert. Anstelle meiner vielen Fichten, Lindenbäume und Pappeln von einst sah ich mächtige Bäume. Es war also kein Traum, sondern Wirklichkeit. 21 Jahre waren ins Land gegangen seitdem wir uns nicht mehr gesehen hatten. Fremde Menschen, die Verwalter des nun staatseigenen Betriebes, begrüßten uns freundlich und machen mir den Anschluss an die Gegenwart leichter.

Wir verabschiedeten uns, denn wir wollten noch zu meinen, in der Nähe von Kronstadt lebenden Angehörigen, gelangen. Von unserer Aussichtskapelle warfen wir einen kurzen Blick auf die Stadt, die von den Strahlen der untergehenden Sonne in wunderbares, mildes Licht gehüllt war.

Bei der Rückfahrt durch den alten Stadtkern, stellten wir fest, dass sich nicht viel geändert hatte. Die neuen Herren waren bedacht, die alten Stadtteile so zu belassen und nur die Peripherie auszubauen. Wenn man nur sehen und nicht die fremden Laute hören würde, könnte man glauben, man sei im alten Kronstadt.

Wir fuhren hinaus aus der Stadt. Hier hatte sich viel geändert, ich fand mich kaum zurecht. Als wir wieder durch die großen Flächen des Burzenlandes fuhren, rüstete sich die Sonne, um hinter dem Zeidner Berg zur Ruhe zu gehen.

Wir konnten sie gerade noch auf dem Film festhalten. Auf dem Feld war kein Verkehr, die Ernte war schon eingebracht. Überall Zeichen der neuen Planwirtschaft. Keine kleinen, unterschiedlich gefärbten Flächen, wie wir sie heute noch z.B. in Österreich finden, als Zeichen von größerem oder kleinerem Privatbesitz. Schon näherten wir uns meinem Heimatort Tartlau. Ich hatte für meine Heimkehr absichtlich die Dämmerung gewählt. Im gnädigen Licht des vergehenden Tages erscheint manches nicht so grausam verändert.

Tartlau liegt abseits vom Fremdenverkehr, so hatte der Staat kein Interesse, für den Ort etwas auszugeben. Die Häuser waren verfallen, die Straßen wirkten erbärmlich. Die einstigen, gut situierten Bauern sind Arbeiter geworden, besaßen keine Fahrzeuge mehr und hatten infolgedessen kein besonderes Interesse an guten Straßen. Sie hatten aber vor allem kein Geld, um die nötigen Ausgaben zu bestreiten. Wir standen vor dem Bauernhaus Nr. 72. Eine junge, mir unbekannt Frau öffnet das Tor. Mein Bruder und seine Familie standen da. Man hätte sich nach so vielen Jahren der Trennung so viel zu sagen gehabt, aber man hielt sich nur, mit feuchten Augen, stumm in den Armen. Wenn ich nun noch kurz berichten soll, was ich aus vielen Gesprächen mit meinem Bruder, aber auch mit rumänischen Freunden, erfahren habe, so lautet das folgendermaßen: In Rumänien, haben sich die Verhältnisse, seitdem es gelungen ist, sich aus der Hörigkeit der Russen zu lösen, gebessert. Am besten geht es jenen, wo mehrere junge Menschen in der Familie sind und verdienen können. Die Verdienste schwankten zwischen 700 und 2000 Lei, was der Kaufkraft von 1000-3000 Schilling in Österreich entsprach. Sehr billig waren die Wohnungen, dafür waren sie aber für unsere Begriffe unwahrscheinlich klein. Ein rumänischer Freund, verdiente als Primarius eines großen Lungenspitals 1950 Lei. Einen Nebenverdienst, oder Privatpraxis, gab es nicht. Als früherer Hausbesitzer war er auch ein verhasster Burgois. Es wurde ihm alles weggenommen und er wurde für ein halbes Jahr eingesperrt. Erst nachdem er gesäubert war, bekam er seine Stelle zurück, allerdings wurde ihm einer seiner früheren Schüler, ein verlässlicher Kommunist, vorgesetzt.

Bezüglich des Schicksals meines kleinen Völkchens, kann man auch als geborener Optimist nur schwarz sehen. Die Familienzusammenführung nach Österreich und Deutschland hatte eingesetzt. Trotz allem Jammer hängen die Menschen an ihrer alten Heimat und die meisten möchten sie nicht verlassen. Viele aber, besonders die Alten, die Angehörige im Westen haben und zu Hause auf keine Altersversorgung bauen können (als ehemalige selbstständige Bauern haben sie keine Versicherungsjahre) unternehmen alles, um das Land zu verlassen. Ich persönlich glaube an keine Zukunft mehr. Mein kleines Volk hat seine historische Sendung in diesem einstigen Wetterwinkel Europas erfüllt. In absehbarer Zeit wird es, unter den gegebenen Bedingungen, keine Deutschen in Siebenbürgen mehr geben. Es ist dies eine sehr traurige Feststellung, aber wer von uns kann das Rad der Geschichte aufhalten oder gar zurückdrehen? Wie viele

kleine deutsche Volkssplitter sind im Laufe der Jahrhunderte im Strom fremder Völker untergegangen, nachdem sie wertvolle Kulturarbeit geleistet haben? Deshalb ist meine Meinung, und ich stehe da nicht allein, alle Möglichkeiten zu nutzen, um die restlichen Siebenbürger zurückzuführen in der Mutter Schoß, aus dem sie vor mehr als 800 Jahren ausgegangen sind, um im fernen Südosten Pionierarbeit zu leisten.

Der große Traum eines kleinen, tapferen Völkchens ist ausgeträumt und wir müssen uns mit der Wirklichkeit abfinden. Wir haben in den umgebenden Ländern gesehen, wie brutal das Schicksal der Deutschen gelöst wurde. Diese Art der Behandlung wurde den Siebenbürger Sachsen erspart, aber es gibt auch einen anderen, langsameren Volkstod.

Ich möchte mit den Worten schließen, mit denen ich schon vor Jahren einen Vortrag über mein kleines Volk abgeschlossen habe:

*Was ich in Kurzem Euch verkündet
Ist meines kleinen Volkes Schicksalsweg.
Auf Höhen wandernd einst,
hat es im Abgrund jetzt gemündet.
Aus dem heraus, da führt kein rettend Steg.
Doch noch in Hunderten von Jahren,
Wenn längst, der letzte deutsche Laut erstarb,
Wird seiner Werke Ruhm es offenbaren,
Wie tapfer es gekämpft,
Bevor es kümmerlich verdarb.*

Dr. Hans Butt



Eingesandt von Gertrud Badtke (geb. Lukas)
August 2010

"Die Zeit vergeht und manches ändert sich,
manches - oder auch wir..."

Erinnerungen

Aus der Langgasse, 1946



*Wo du als Kind gespielt,
in der Jugend gesungen,
die Glocken der Heimat
sind nicht verklungen.*

Eingesandt von Wilhelm Batschi,
Aidlingen

Von links nach rechts: Hans Bruss (Muerks), Willi Batschi, Hans Schmidt (Butsch), Christian Miess, Anna Junesch, Christian Junesch, Georg Junesch und Hans Bruss (Brannenbross - beim Brunnen)

Tartlauerinnen in der Mädchentracht (wahrscheinlich 1957)

beim Hochzeitszug von der kirchlichen Trauung kommend auf dem Weg zur Bescherung des Brautpaares.



Wer kennt die fehlenden Tartlauerinnen
auf dem Bild?

Eingesandt von Anna Kurmes

Von links nach rechts:

1. Reihe: Gerlinde Blaschkes (Muerth), Rosi Hennig (Bruss); 2. Reihe: Emilie Tartler (Thois), Hermine Weber (Junesch), Anni Kurmes (Figuli); 3. Reihe: Anni Peter (Weber), (?), Rosi Theis (Lexen); 4. Reihe: (?), Hermine Butt (Schmidt); 5. Reihe: Katharina Morres (Schmidt); 6. Reihe: (?), Anni Türk (Schmidt); 7. Reihe: Ilse Lexen (Muerth), Rosemarie Haydo (Kaiser)

Verschleppt - Geflüchtet - Gefangen

Erlebnisbericht über die Deportation der Siebenbürger Sachsen nach Russland im Januar 1945

Aus der Erinnerung niedergeschrieben von Anneliese Orendi

Am 13. und 14. Januar 1945 geschah die Aushebung der deutschen Bevölkerung in Siebenbürgen zur Deportation nach Russland.

Im Geheimen war sie vorbereitet worden. Russische und rumänische Soldaten gingen mit Listen von Haus zu Haus und suchten gezielt nach Männern von 17 bis 50 und Frauen von 17 bis 30 Jahren, die einen deutschen Namen hatten. Nur Mütter von Kindern unter einem Jahr blieben verschont. Ich - 26 Jahre alt - war zu der Zeit in Heldsdorf bei Kronstadt. Man brachte uns in LKWs zum Bahnhof nach Kronstadt, wo wir in Viehwaggons verladen wurden. An den Schmalseiten waren einstöckige Holzpritschen angebracht, und in der Mitte des Waggons stand ein eiserner Kanonenofen und große Scheite Brennholz. Zum Glück hatte einer der Männer eine Axt mitgenommen, denn das Holz musste erst gespalten werden, um Feuer anzünden zu können. Auf diesem Ofen konnte man sich Wasser heiß machen zum Tee, den man sich vorsorglich mitgenommen hatte. Das Wasser holten, immer unter Bewachung, zwei Wasserträger mit Eimern, wenn wir gerade auf einer Station hielten. Zweimal täglich wurden wir an die frische Luft gelassen, während der Zug etwas außerhalb der Station hielt. Man durfte etwa zehn Meter vom Gleis entfernt sich hinhocken, um seine Notdurft zu verrichten. Zuerst war das etwas ungewohnt, aber man gewöhnte sich daran.

Nach zehn Tagen waren wir am Ziel - in Makiewka, einer Stadt im unteren Donbogen. Untergebracht wurden wir in einem lang gestreckten Ziegelbau mit mehreren Eingängen vom Hof aus. Wir schliefen etwa vierzehn Menschen in einem Raum in einstöckigen Eisenbettgestellen mit Strohsäcken. Ein Ofen, in der Art eines gemauerten Küchenherdes stand im Raum. Sehr viel Hitze gab er nicht. Ich erinnere mich, dass wir zuweilen mit genagelten Schuhen uns auf die Herdplatte gestellt haben, um von unten ein wenig warm zu werden. Die Latrine stand auf dem Hof. Das ganze Grundstück war eingezäunt mit Stacheldraht. Morgens wurden wir gruppenweise zur Arbeit abgeholt und abends wieder am Lagereingang abgeliefert.

Ich war mit mehreren aus meinem Schlafraum einer Bauabteilung zugeteilt. Zunächst mussten wir auf dem stark zerstörten Gelände einer Fabrik, eines Eisenwalzwerkes, Ziegelsteine aufsammeln, oft auch aus dem Eis frei klopfen. Sobald es dann wärmer wurde, leisteten wir Handlangerdienste beim Bau. Einmal in der Woche wurden wir zum Duschen geführt. Zugleich kamen sämtliche Kleider und Wäschestücke in eine Trommel zur Entlausung. Als „Nackedeis“ mussten wir dann warten, bis die Kleider wieder kamen. War uns das anfangs auch genierlich, so gewöhnt man sich bald daran.

Sobald es dann Sommer geworden war, brachte man meine Arbeitsgruppe gemeinsam mit noch anderen aufs Land, wo für eine Staatsfarm zwei große Kuhställe gebaut werden sollten. Wir schliefen in zwei großen Hauszelten. Eines war für Männer, das andere für uns Frauen. Auch hier standen eiserne Bettstellen mit Strohsäcken. Vor dem Zeltingang

stand ein Wachtposten, doch waren wir hier freier als vorher im Lager.

Meine Gruppe arbeitete im Steinbruch. Einige Männer hackten mit Brechstangen große Steinplatten frei, und wir Frauen mussten sie auf Loren laden, die dann mittels eines Drahtseils zur Baustelle gezogen wurden. Die Loren wurden gezählt und danach unsere Arbeitsnorm berechnet. Daher waren wir bemüht, die Steinplatten so zu laden, dass möglichst viel Luft dazwischen blieb.

Zu essen gab es jeden Tag das gleiche Menü: Morgens einen Becher Tee und einen Kanten Brot. Letzterer für den ganzen Tag. Mittags einen Teller wässriger Weißkohlsuppe, in der ein paar Bissen Fleisch schwammen, sowie ein Teelöffel Öl. Im Sommer war die Suppe aus frischem Kohl gekocht, im Winter aus Sauerkraut. Nach der Suppe gab es noch zwei Esslöffel Kascha - einen gekochten Getreidebrei und ein Stückchen getrockneten Fisch. Abends gab es wieder zwei Esslöffel Kascha und Tee.

Auf den Feldern um das Zelt herum war im Schutze der Dunkelheit einiges zu holen, so z. B. Kartoffeln. Wir nannten das, Kartoffelmelken, denn die Pflanze musste ja stehen bleiben. Nach Feierabend machten wir im Freien unsere Feuerchen um uns noch etwas zu kochen.

Nachts plagten uns die Flöhe und Kleiderläuse. Kopfläuse gab es natürlich auch. Wenn es gar zu schlimm wurde mit den Flöhen, stand ich nachts auf und ging unter die Lampe, um mir abwechslungsweise die Schlafanzugsjacke ausziehen und dann die Hose, um die Flöhe zu fangen. Schon bei den paar Schritten bis zum Bett fühlte ich sie wieder an den Beinen.

In dieser Zeit schmiedeten meine Freundin Hanni* und ich einen Plan zur Flucht. In unserer Freizeit hatten wir ausgekundschaftet, dass in einiger Entfernung ein Bahngleis lief. Ein deutscher Soldat, der in Siebenbürgen in unseren Transport geraten war und der in unserer Gruppe arbeitete, war einige Wochen zuvor mit einem Freund durchgegangen. Hanni und ich hatten uns seiner etwas angenommen und ihn öfter zu unseren Sondermahlzeiten eingeladen. Dieser hinterließ uns seine Essenskarte und so konnten wir uns eine zusätzliche Brotration holen und auch seine warmen Mahlzeiten teilen, wenigstens eine Zeit lang. Das Brot wurde getrocknet und als Vorrat in einem Säckchen gesammelt. Durch den Verkauf von Kleidungsstücken beschafften wir uns etwas Geld, wofür wir uns bei einem heimlichen Besuch eines Basars Fleischkonserven kauften.

**Hanni Wilk (1920-1962) war mit Emil Wilk (1911-1972) verheiratet und hatten 3 Kinder*

Eines Tages tauchte das Gerücht auf, man werde uns in unser Stammlager zurück bringen. Da hielten wir die Zeit für gekommen uns auf den Weg zu machen. Es war eine finstere Nacht, in der man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte.

Der russische Posten schnarchte vor dem Zelteingang. Die Rucksäcke waren gepackt und einige Freundinnen waren in unser Vorhaben eingeweiht. Wir schlichen uns aus dem Zelt und tasteten uns über die Wiesen in Richtung Bahnlinie zu, der wir immer nach Westen folgen wollten. Tauchte vor uns etwas Dunkles auf dann duckten wir uns, um vor dem Hintergrund des Himmels zu beobachten ob es sich bewegt. Nein, es war ein Strauch, also weiter! Bis zum Tagesanbruch hatten wir ein Gebüsch erreicht, in welchem wir Schutz suchten. Zunächst wurden die Kleider ausgezogen und nach Flöhen und Kleiderläusen durchsucht. Diese Quälgeister waren wir nun los. Erst im Schutze der Dunkelheit wagten wir uns wieder aus dem Versteck. Nach allem was wir von Ausreißern, die wieder eingefangen und ins Lager zurückgebracht worden waren, gehört hatten, waren es meist russische Kinder, die sie verraten hatten. So wollten wir möglichst niemandem begegnen. Wir setzten unsere Nachtwanderungen querfeldein mehrere Tage fort; anfangs noch das Bahngleis im Visier, doch dann sahen wir, dass es auf einen Bahnhof zulief. Man sah Lichter. Um diese mussten wir einen großen Bogen machen, wollten wir unserem Vorsatz, keinem Menschen zu begegnen, treu bleiben. Als wir nach einiger Zeit das Bahngleis wieder fanden, bemerkten wir, dass es nach Norden abbog. Die Himmelsrichtung bestimmten wir nach dem Polarstern. Der war gut zu sehen, denn die Nächte waren klar. Das Bahngleis ließen wir also rechts liegen und wanderten immer westwärts. Schlimm war bei dieser Art der Wanderung, dass wir kein Trinkwasser fanden. Einmal fanden wir ein Melonenfeld und saugten den Saft der Früchte, obwohl sie noch nicht reif waren. Ein andermal taten wir dasselbe an jungen Maiskolben oder aber wir tranken aus irgendeinem trüben Tümpel, der uns in die Quere kam. Dass wir dabei nicht krank geworden sind, ist fast ein Wunder.

Sobald es hell wurde suchten wir uns ein Versteck in einem Maisfeld oder zwischen Sonnenblumen. Diese boten nicht viel Schatten und es war heiß so am Boden zu liegen. An Schlafen war daher nicht zu denken. Man musste auch immer gegenwärtig sein; jemand hätte vorbeikommen und uns finden können. So waren wir nachts oft müde und legten uns, dort wo wir gerade waren, eine Weile ins Gras, um zu schlafen. Der aufsteigende Orion zeigte uns an, dass der Tag bald nahte.

Es war nun Ende August und die Getreidefelder waren zum Teil schon abgemäht. So fanden wir eines Morgens kein Versteck mehr. Es blieb uns nichts anderes übrig als weiterzugehen. Wir waren schon eine ganze Weile an einem Wassergraben, der an seinen Ufern mit Schilf bewachsen war, entlang gegangen. Auf der anderen Seite des Grabens musste eine Straße sein, denn wir hatten aus der Ferne Autos fahren sehen. Unser Bestreben war es, auf die andere Seite des Grabens zu gelangen. An diesem Morgen sahen wir eine Brücke, die über den Graben führte. Da lag auch eine Ortschaft, ein kleines Dorf, wie es uns schien. Wir hatten schon auf die Brücke eingeschwenkt, als uns Dorfbewohner entgegen kamen, die zur Feldarbeit gingen. Auf der anderen Seite erblickten wir plötzlich einen Stacheldrahtzaun und einige Posten davor. Hier war also ein Gefangenenlager. Erschrocken machten wir eine Kehrtwendung, um nun weiter den Graben entlang zu wandern. Nach einigen Metern bog der Graben um einen Hügel nach

rechts und mündete dort in einen See. Was nun? Das Wasser dehnte sich ziemlich weit hin. Wir müssen wohl oder übel um den See herum wandern, so unser Gedanke. Wir waren noch nicht weit gegangen, als wir eine Gruppe von Männern erblickten, die etwas landeinwärts arbeiteten. Und schon hatte uns der Aufseher erspäht und kam auf uns zu. Wer wir seien und wohin wir wollten, wollte er wissen. Da wir sprachliche Verständigungsschwierigkeiten hatten - gaben wir ihm zu verstehen, dass wir „romunski“ seien. Er winkte einen Arbeiter heran, der Rumänisch sprach. Er stammte aus der Bukowina, wie er uns sagte. Nun fragte uns der Aufseher, ob wir einige Tage hier bleiben und für ihn arbeiten wollten. Er werde uns danach weiterziehen lassen. Der Rumäne, ein älterer Mann, riet uns, das Angebot anzunehmen, der Aufseher sei ein guter Mensch. Wir hatten auch keine andere Wahl und so willigten wir ein. Wir erfuhren, dass die arbeitenden Männer zum Teil auch Ausreißer waren, mit deren Hilfe der Russe die Getreideernte einbrachte. Ein großer Haufen von Garben lag schon gestapelt da. Wir, beide Frauen hatten die Aufgabe, auf dem Platz neben dem Haufen die Grasnarbe etwas wegzukratzen, um eine glatte Fläche zum Dreschen zu schaffen.

In einiger Entfernung am Seeufer stand ein großes Hauszelt, in dem rechts und links Stroh zu Schlafplätzen aufgeschüttet war. Im Freien hing ein eiserner Topf über einer Feuerstelle. Hier kochte ein russisches Mädchen, namens Marusia, für die Arbeiter. Sie kam mit einem Kahn aus einer Ortschaft am anderen Seeufer herüber gerudert.

Inzwischen war der 4. September, der Tag der Kapitulation Japans herangekommen und alle Russen hatten Feiertag; auch Marusia und der Aufseher. Der fragte uns, ob wir uns zutrauten für alle Männer (etwa fünf oder sechs) und uns zu kochen. Das wollten wir gerne tun, wenn er uns Lebensmittel dazu liefere. Marusia brachte uns Kartoffeln und eine Flasche Milch, eine besondere Rarität damals. Auf Strohfeuer kochten wir Kartoffeln. Die Männer fingen Krebse im See und so hatten wir Fleisch. Ein alter Russe war zur Bewachung bei uns geblieben. Dieser interessierte sich für uns und ließ sich von uns erzählen, dass wir nach Rumänien wollten. Hanni hatte Fotos von ihren drei kleinen Kindern dabei. Die erweckten bei den Russen immer Mitgefühl, zumal wenn Hanni dabei die Tränen flossen. Als der alte Mann hörte, dass wir immer zu Fuß gewandert waren, sagte er uns, wir müssten mit dem Zug fahren. Zu Fuß sei der Weg viel zu weit. Daran hatten wir auch schon gedacht, aber wir wussten nicht, wie wir das anstellen sollten, denn Geld hatten wir ja keines. Er lehrte uns nun, dass wir auf Bahnhöfen zu Güterzügen gehen und den Lokführer fragen sollten, wohin der Zug fährt: *kuda eto poezd jedjit?* Das Verschen lernten wir sagen. Dann nannte er uns die Stationen in der richtigen Reihenfolge, auf die wir achten sollten. Wenn es die richtige Richtung sei, sollten wir kurz vor der Abfahrt aufspringen und uns auf einen Güterwagen setzen.

Am nächsten Tag sagten wir also dem Aufseher, dass wir jetzt weiter ziehen wollten und er ließ uns abends gehen. Marusia nahm uns mit dem Kahn an das andere Ufer mit und lud uns ein, die Nacht bei ihr zu bleiben. Dies war die einzige Nacht in der es während unserer Wanderung geregnet und wir ein Dach über dem Kopf hatten. Marusias Mutter nahm uns sehr gastfreundlich auf. Die Verständigung erfolgte meist durch Zeichensprache. Sie erzählte uns, dass

Marusia in der Zeit der deutschen Besatzung auch ausgehoben werden sollte, um zur Arbeit nach Deutschland gebracht zu werden. Sie habe den Besatzern Eier und Hühner und dergleichen gegeben, um ihre Tochter behalten zu können. In dem kleinen Haus, das die Familie bewohnte gab es nur ein Bett in der Stube. In diesem schlief die Mutter mit Marusias kleinem Bruder. Wir durften neben Marusia auf dem Fußboden, der mit Flickenteppichen belegt war, schlafen und uns mit Mänteln zudecken. Am nächsten Tag musste Marusia wieder zur Arbeit gehen und ihre Mutter zeigte uns den Weg zur nächsten Bahnstation, die noch einige Kilometer weit entfernt war.

Wir warteten bis in die Abendstunden, ehe wir uns zur Bahnstation trauten. Es war eine einsame kleine Station. Wie das in Russland üblich war, lag da ein Berg von gedroschenem Getreide, das wohl irgendwann verladen werden sollte. Wir duckten uns ängstlich hinter den Haufen. Da kam auch schon ein bewehrter Posten der den Getreidehaufen bewachen sollte. Er hielt uns wohl für Getreidediebe und sprach uns an. Wir machten ihm verständlich, dass wir nach Bessarabien wollten. Hanni ließ gleich ein paar Tränen fließen und sagte, dass sie zu ihren Kindern wolle. Darauf verschwand er wieder. Nach einer Weile erschien er erneut und sagte: da steht ein Zug, geht hin und fragt, ob ihr mitfahren könnt. Als wir auf den Bahnsteig traten stand da eine Lok mit nur einem Wagen dran, der war leer. Auf unsere Frage ließ uns der Lokführer aufsitzen und nach kurzer Zeit ging die Fahrt los.

Damit begann unsere Bahnfahrt und wir fühlten uns wie die Könige, wie der Zug dahin brauste und wir mit ihm.

Auf der nächsten Station mussten wir absteigen. Der Lokführer zeigte uns die Richtung, in der die Züge nach Dnjepropetrowsk standen. Wir fanden einen Güterzug der schon da stand und setzten uns in einen offenen Waggon mit wenig Ladung. Es war noch Nacht. Der Zug sollte erst gegen Morgen abfahren. Kurz vorher kam ein Bremser und stöberte uns auf. Es gab ein Palaver. Er ließ uns erst sitzen nachdem er unsere Rucksäcke inspiziert und sich daraus bedient hatte. Ich weiß nicht mehr was er genommen hatte. Wir waren jedenfalls erleichtert als er wieder verschwand. Gegen Morgen fuhr dann der Zug los und es dauerte nicht lange bis wieder ein Bremser auftauchte, diesmal ein noch junger Kerl. Unser Russisch war ja noch mangelhaft und so suchten wir ihn durch ein freundliches Lächeln günstig zu stimmen. Es schien auch alles zu klappen. Er bot uns an in einen geschlossenen Waggon umzusteigen. Dies taten wir gern, waren wir doch so den Blicken anderer entzogen. In dem Waggon waren Kohlen geladen und wir hockten uns mit Hanni in eine Ecke. Der junge Mann hockte sich uns gegenüber und die Zeichensprache ging weiter. Mit einem Mal machte er uns eindeutige Zeichen, uns mit ihm in Intimitäten einzulassen. Da wir ihm kein Zeichen von Bereitschaft dazu gaben, wurde er handgreiflich. Es kam zu einer Balgerei. Er war nicht besonders groß und kräftig, so dass wir uns seiner erwehren konnten. Unser Glück auch, dass Dnjepropetrowsk in Sicht kam, welches für ihn Endstation war. So ließ er ab von uns, und bei der Station angekommen, verließ er den Waggon, nicht ohne vorher unseren Rucksack inspiziert zu haben. Er entwendete daraus die einzige Dose Fleisch, die wir hatten und einen Füllfederhalter; Gegenstände, die wir ihm mit erleichtertem

Herzen überließen. Zuletzt zog er noch die Schiebetüren des Waggons zu und verriegelte sie von außen.

Erleichtert den Kerl los zu sein harrten wir nun doch eingeschüchtert der Dinge die noch kommen sollten. Nicht lange danach wurden die Türen wieder aufgeschoben und ein bewehrter Soldat stand vor uns. Es war ein Asiat. Er fragte uns wohin wir wollten. Unsere Antwort: Nach Bessarabien. Er: ob wir einen *propusk* (schriftliche Erlaubnis) hätten. Hanni zeigte ihm einen Impfschein, den sie mehr aus Versehen von zu Hause mitgenommen hatte. Wir hofften er werde nicht lesen können. Er aber fing an zu buchstabieren und reagierte mit einer abschätzigen Handbewegung: „*Der gilt nicht!*“ Er führte uns zur Bahnhofspolizei, wo wir uns nacheinander Leibesvisitation gefallen lassen mussten, durchaus sachlich und ohne Zudringlichkeit. Danach wurden wir wieder in die Freiheit entlassen, bekamen sogar den Impfschein zurück. Hinfort sprangen wir bei jeder neuen Station vom Zug ab und versteckten uns in einem Gebüsch außerhalb der Station.

Einmal waren wir mit einem solchen Kohlentransport fast in einer Fabrik gelandet, wenn uns nicht erneut so ein schlitzäugiger Soldat entdeckt und herunter geholt hätte. Der ließ uns gleich laufen. Wir mussten aber einige Stationen zurückfahren, um den Anschluss an unsere Strecke zu bekommen.

Auf diese Weise waren wir ein gutes Stück nach Westen vorgekommen. Als wir auf einer kleineren Station mal wieder auf die Abfahrt des Zuges warteten - es hatten sich auch mehrere russische Passagiere schon auf den Zug gesetzt - erschien ein Bahnhofspolizist und sammelte das ganze Volk ein. Wir wurden in seine Amtsstube gebracht und mussten uns in zwei Reihen einordnen um die Ausweise vorzuzeigen. Als wir an die Reihe kamen, konnten wir natürlich nichts Gültiges vorweisen. Da wir auch sprachliche Verständigungsschwierigkeiten hatten, fragte der Beamte, ob jemand da sei, der Rumänisch spräche. Es meldete sich ein junger Mann, der, wie er uns nachher sagte, gerade aus dem Gefängnis entlassen worden war. Er muss aber der rumänischen Sprache doch nicht ganz mächtig gewesen sein. Die Frage, woher wir kämen, welche wir so beantworteten, wir seien 10 Tage unterwegs (auf Rumänisch: *zece zile*), übersetzte er mit zehntausend, was als Kilometer verstanden wurde. Darauf sagte der Beamte: „dann kommt ihr ja aus dem Ural, geht nur weiter!“ Wir bewegten uns also weiter fort und kamen nach Bessarabien, welches vor 1940 rumänisches Gebiet gewesen war.

Auf dem Bahnhof "Basarabeasca" wurden wir wieder einmal von einem Polizisten eingesammelt. Der sandte uns mit einem Bewacher ins Dorfgefängnis des Ortes. Unser Bewacher war ein Rumäne. Er schimpfte tüchtig über „*dracii ăștia*“ (diese Teufel) und versicherte uns, dass er uns hätte laufen lassen, wenn er gerade im Dienst gewesen wäre. Er bot uns noch an, uns über den Basar zu führen, falls wir noch etwas kaufen wollten. Er wird wohl gewusst haben, dass man uns im Dorfgefängnis knapp halten würde.

Das Dorfgefängnis bestand aus einem Brettverschlag, ähnlich einem Hühnerstall. Im Nachbarverschlag, nur durch eine Holzwand getrennt, saßen einige Männer. Sie sprachen rumänisch. Hanni und ich sprachen von nun an auch nur noch rumänisch miteinander, um nicht als Deutsche erkannt zu werden. Man ließ uns zunächst warten. Es gab weder zu essen noch zu trinken.

Am nächsten Tag wurden wir einzeln dem Dorfrichter vorgeführt. Er war wohl so etwas wie ein Gemeindedirektor (Prokuror). Unsere Abmachung lautete so: wir wissen nicht, wo wir in Russland gewesen sind. Man hat uns morgens aus dem Lager abgeholt zur Arbeit und abends wieder zurückgebracht. Mehr wissen wir nicht. Der „Prokuror“ war mit dieser Auskunft nicht zufrieden. Er schickte mich, die ich als erste dran gewesen war, wieder zurück und hoffte wahrscheinlich auf mehr Auskunft von der Zweiten. Als Hanni vom Verhör zurück kam erzählte sie, sie habe mit der Sekretärin, die eine Rumänin war und Verwandte in der Nähe von Kronstadt hatte, gesprochen. Diese habe ihr geraten unseren Aufenthaltsort preiszugeben. Der „Prokuror“, der im Grunde kein böser Mann sei, glaubte uns nicht und er müsste uns so lange hier festhalten bis er es herausgefunden habe. Diesen Rat haben wir also befolgt. Als wir wieder in der Zelle waren erschien einer unserer Bewacher und tat sehr freundlich, ob er uns etwas vom Basar besorgen solle. Wir gaben ihm unsere letzten Rubel, denn zu essen gab es hier nichts. Er verschwand und ward nicht wieder gesehen. Am nächsten Morgen wurden wir zur Latrine geführt, die auf dem Hof stand. Vor uns waren die Männer dort gewesen. Der Posten war wohl noch mit dem Verschließen der Zelle beschäftigt. Ich ging jedenfalls voraus und was finde ich auf dem Weg? Einen 50 Rubel Schein. Den hatte einer der Männer wohl verloren. Unbemerkt konnte ich ihn aufheben. Ihn dem Verlierer zurückzugeben, gab es nicht die Möglichkeit. So behielten wir ihn als Wegzehrung. Der „Prokuror“ ließ uns rufen und eine Erklärung unterschreiben, dass wir binnen einiger Stunden sein Gebiet zu verlassen hätten. Die freundliche Sekretärin zeigte uns den Weg quer durchs Land in Richtung Pruth, den Grenzfluss zu Rumänien. Bei Falciu gäbe es eine Brücke über die auch ein Zug führe. Sie erzählte uns noch, dass sie dem „Prokuror“ zugeredet habe, uns freizulassen. Es würde ihm doch viele Scherereien ersparen.

So wanderten wir weiter auf staubiger Landstraße. Nachts schliefen wir in irgendeiner Erdkuhle abseits der Straße. Noch befand sich in unserm Rucksack einiges Essbare. Für die gefundenen Rubel hatten wir etwas kaufen können. Als wir eines Tages im Grase sitzend unsere Mahlzeit einnahmen, sahen wir ein Pferdefuhrwerk die Straße herankommen. Hanni, die immer etwas schneller schaltete als ich, sagte: „komm, lass uns laufen, vielleicht nehmen die uns mit.“ Wir warfen schnell unsere Sachen in den Rucksack und erreichten das Fuhrwerk. Zwei Jungen, die darauf saßen, ließen uns aufsitzen. Wir setzten uns hinten ins Stroh und fuhren etliche Kilometer bis ein Dorf in Sicht kam. Es war schon Abend geworden und die Jungen gaben uns durch Gesten zu verstehen, dass wir bei ihnen zu Hause einkehren sollten. Wir lehnten ab. Die beiden sprachen eine fremde Sprache; es war nicht Rumänisch, auch nicht Russisch und wir waren unsicher, da wir nicht wissen konn-

ten wie sich die Leute uns gegenüber verhalten würden. So stiegen wir aus, um uns einen Schlafplatz im Gelände zu suchen. Tagsüber waren wir barfuß gelaufen auf der staubigen Landstraße. Da wir nun abseits auf eine Wiese kamen wo Disteln wuchsen, mussten wir uns Schuhe anziehen. Zu unserem Schrecken fand Hanni nur einen Schuh in ihrem Rucksack. Der zweite musste auf unserem Essplatz liegen geblieben sein, und den hatten wir etwa 20 Kilometer hinter uns gelassen. Zunächst mussten wir furchtbar lachen. Die Situation war zu komisch. Hanni band sich einen Kulturbeutel um den unbeschuhten Fuß.

Am nächsten Morgen passierten wir in aller Frühe das fremde Dorf und wir kamen ungeschoren hindurch. Im weiteren Verlauf unserer Wanderung trafen wir auch auf rumänische Dörfer, um die herum es nun schon Weinberge gab. Wir hielten es für besser die Straße zu meiden. Zudem konnten wir uns an Weintrauben satt essen, nachdem unser Esssack leer war. Ab und zu gingen wir auch zu Häusern, die am Rande lagen und klopfen an und baten um etwas Brot. Abgewiesen wurden wir nie. Bei solchen Gelegenheiten erkundigten wir uns nach einer Möglichkeit den Pruth zu überqueren. Bei Falciu, sagten sie, sei es so: der Zug fahre bis zur Brücke, dort müssten die Reisenden aussteigen und zu Fuß über die Brücke gehen, wobei sie kontrolliert würden. Diese Möglichkeit schied also für uns aus. Eine Frau, die uns gespeist hatte, wies uns in ein Dorf mit Namen „Leca“, welches direkt am Pruth gelegen sei. Dort sei ihre Tochter verheiratet. Vielleicht wisse die einen Rat.

Also auf nach Leca. Kurz vor dem Dorf sahen wir ein Ochsenfuhrwerk. Ein etwa 14-jähriger Junge ging neben her und trieb die Ochsen an. Als wir ihn nach dem bewussten Hof fragten, machte er ein Zeichen, dass wir ihm folgen sollten. Dann zeigte er, ohne sich umzuwenden, ganz unauffällig auf ein Gehöft. Wir betraten den Hof, auf dem einige Kinder spielten. Im Hauseingang saß eine alte Frau, die offenbar betrunken war. Als wir sie ansprachen, begann sie laut zu schimpfen: „Macht, dass ihr weg kommt von hier, sonst zeige ich euch an!“ Während wir noch verdattert da standen, erschien ein alter Mann in der Tür und wies die Alte zurecht. Zu uns sagte er freundlich, seine Schwiegertochter werde wohl bald heimkommen, die werde sich unserer annehmen. Und so geschah es auch.

Eine freundliche, junge Frau bat uns in ihre Stube zu kommen. Sie breitete ein weißes Tuch auf den Fußboden - einen Tisch gab es nicht - und bot uns eine Mahlzeit an. Dann sprachen wir über unser Anliegen. Sie wusste uns auch keinen Rat. Der Fluss sei streng bewacht von Soldaten mit Hunden. Es seien nur bestimmte Stellen freigegeben zum Wasser holen. Man dürfe nur zu bestimmten Zeiten unter Bewachung dorthin gehen. Die Männer aus dem Dorf müssten auswärts arbeiten, und der Pruth sei tief und hätte viele gefährliche Wirbel. Wir sollten es bei Cahul versuchen, dort gäbe es eine Brücke. Inzwischen war es schon dunkel geworden. Die Frau bat uns auf dem Hof zu schlafen. Es könnte böse Folgen für sie haben, wenn heraus käme, dass sie uns im Hause beherbergt habe.

Der Hof war ziemlich weitläufig. Da lag Stroh und wir legten uns hinein. In der ersten Morgendämmerung berührte etwas Feuchtes mein Gesicht. Das Schwein war aus einem Verschlag heraus gekommen und schnüffelte herum. In der Nacht hatten wir die Wachtposten gehört, wie sie sich nur wenige Meter von uns entfernt etwas zuriefen. Nun kam auch die junge Frau aus dem Haus und bat uns zu verschwinden. Wir dankten ihr und machten uns wieder auf den Weg, diesmal in Richtung Cahul.

Dieser Ort lag noch viele Kilometer flussabwärts. Wir wanderten wieder über die Hänge, an Weinbergen entlang, manchmal auch auf der Straße. Einmal wurden wir auch von einem kleinen Laster mitgenommen, hinten auf der Ladefläche, wo noch anderes Volk saß. Die meiste Zeit ging es aber zu Fuß voran. In der Regel umkrümmten wir die Dörfer.

Als wir eines Morgens, nein es muss schon gegen Mittag gewesen sein, über die Straße wandernd um einen Hügel bogen, da standen wir mitten auf einer Dorfstraße. Es war gerade Sonntag und die Leute saßen auf der Bank vor ihren Häusern. Sie hatten uns schon gesehen, also konnten wir nicht mehr umkehren. Es galt also möglichst rasch hindurch zu kommen. Als wir etwa in der Mitte des Dorfes waren, lief uns eine Frau nach und rief immerfort: „Ihr Fremde, bleibt stehen!“ Wir taten, als hörten wir nichts und schritten aus. Da hörten wir, wie eine andere Frau die erste fragte: „Wohin läufst du so eilig?“ Sie antwortete: „Ich will diese fragen woher sie kommen und wohin sie gehen. Ich will ihnen zu essen geben.“ Nun, das klang gut in unseren Ohren. Wir verlangsamten unsere Schritte und ließen uns einholen. Nun lud sie uns ein, in ihr Haus zu kommen, sie wohne hier auf dem Hügel. Diese freundliche Einladung nahmen wir gerne an. Sie tischte uns Hühnerfleisch und Brot auf und jungen Wein. Wir hielten auch nicht zurück ihr unsere Lage zu schildern. Hanni zeigte die Bilder von ihren Kindern. Sie umarmte uns und weinte vor Mitgefühl.

Plötzlich sah sie, dass ein junger Mann auf ihr Haus zukam. Sie meinte, der sei beim Gemeindeamt tätig. Darum sei es wohl besser, wenn er nicht erfahre wer wir seien. Vor ihm tat sie dann so: „Nun, wenn sie lieber nicht sagen wollen, woher sie sind und wohin sie gehen, dann mögen sie weiter ziehen.“ Den Mann verwickelte sie in ein Gespräch und ihre alte Mutter zeigte uns einen Weg hinter den Weinbergen, wo man uns nicht mehr sehen konnte.

Allmählich waren wir in die Nähe der Stadt Cahul gekommen. Wir bestiegen einen Hügel etwas außerhalb, von welchem man einen Blick auf den Pruth hatte. Dort drüben lag unser Heimatland. Wir stellten uns schon vor wie das sein werde, wenn wir zu Hause vor der Tür stehen und unsere Familien uns empfangen würden. Nun wagten wir uns auch in die Stadt hinein. Und wieder war es ein junger Mann mit einem Ochsespann den wir fragten, ob es hier nicht eine Möglichkeit geben würde, über den Pruth zu kommen. Er meinte an den Ufern sei noch Sumpfgebiet und es gebe fünf Brücken und jede sei bewacht. Was war nun zu tun? Wir beschlossen, den Weg wieder zurück zu wandern bis an den Oberlauf des Pruth vielleicht war es dort leichter hinüber zu kommen.

Den Weg kannten wir schon, und wieder tippelten wir barfuß über die staubige Landstraße nach Norden. Nach etwa

drei Kilometer beschlossen wir lieber abseits der Straße weiter zu wandern, da wir gerade an einem Militärstützpunkt vorbei gekommen waren. Da im Gras wieder Disteln wuchsen wollten wir lieber Schuhe anziehen. Hanni musste den einen Fuß einbandagieren, was wir unter einem Baum sitzend taten. Gerade in dieser Situation kam ein Berittener im grünen Uniformrock die Straße entlang.

Er hatte uns sogleich erspäht und kam auf uns zu. Hannis einbandagierter Fuß und ein paar dünne Strümpfe im Rucksack, wie man sie hierzulande wohl nicht trug, erregten sein größtes Misstrauen. Wir mussten Spione sein. Er nahm uns gleich mit. Auf der Straße hielt er ein Pferdekarrenwerk an. Das musste wenden und uns zum Militärstützpunkt bringen. Er ritt hinterher. Als wir dort ankamen, war gerade ein Oberst zur Inspektion eingetroffen. Unser Leutnant präsentierte uns mit geschwellter Brust: Er habe zwei Spione gefangen. Die eine habe sich mit einem verbundenen Fuß getarnt, obwohl sie gar nicht verwundet sei. Unsere Rucksäcke wurden durchsucht und Hanni sagte wieder ihr Sprüchlein von Kindern, die zu Hause auf sie warteten. Er schaute sich die Bilder an und fragte noch einmal, wann wir nach Russland gebracht worden seien. Im Januar 45? „Ja, ja ich weiß schon. Ihr seid keine Rumänen, ihr seid Deutsche. So sehen keine rumänischen Kinder aus.“

Mit einem Mal sprach er deutsch. Und nun ließ er sich berichten, wie wir es bewerkstelligt hätten bis hierher zu gelangen. Er zeigte sich recht amüsiert und wohlwollend. Er ordnete an, dass man uns am nächsten Tag nach Cahul bringen solle, wo er sich wohl auch zur Inspektion aufhielt. Die Nacht brachten wir in einem kleinen Verschlag zu, der wohl als *Karzer* diente. Ein Soldat brachte Stroh und etwas zu essen. Alle waren freundlich und am nächsten Tag durften wir uns innerhalb des Stützpunktes frei bewegen, bis wir, eskortiert von zwei Soldaten, nach Cahul aufbrachen. Dort angekommen, sperrte man uns in eine Zelle, in der schon drei Frauen saßen: eine rumänische Bäuerin und zwei jüdische Mädchen. Die eine hatte ihren Kopf in den Schoß der Frau gelegt und diese suchte die Läuse in ihren Haaren. Wir drückten uns in die gegenüberliegende Ecke, um von den Tierlein nichts abzukriegen.

Am nächsten Morgen wurde Hanni zum Verhör aufgerufen. Unser Oberst sprach mit ihr über einen rumänischen Dolmetscher in Anwesenheit eines Kollegen, der wohl für Cahul zuständig war. Auf seine Frage wie wir untergebracht seien, sagte Hanni: „Herr Oberst, es ist sehr schmutzig und Läuse sind auch dort.“ Darauf fragte er seinen Kollegen, ob er nicht einen anderen Raum hätte für uns. Der verneinte, versprach aber die Zelle desinfizieren zu lassen. So kam es, dass wir alle uns in einer Waschküche mit einem Kessel voll warmem Wasser waschen durften. Die Zelle wurde inzwischen mit Insektensmitteln besprüht. So wohlwollend unser Oberst auch war, befreien konnte er uns nicht. Man schickte uns von hier nach Kischinew. Dort trafen wir in einem Sammellager noch mehr solche Ausreißer, wie wir sie waren. Hier musste jeder seine Akte haben. Da die Russen zu ihrem Vornamen immer auch den Namen des Vaters sagen, wurde aus dem meines Vaters, welcher Wilhelm hieß, ein Vasile gemacht. Ich musste mich hinfür mit Anna Vasileovna melden. Hanni, die einen Karl zum Vater hatte, hieß Anna Karlovna. Das H können die Russen nicht aussprechen.

In diesem Lager waren wir in großen Räumen untergebracht, Männer und Frauen getrennt. Die Türen waren jedoch nicht verschlossen. Abends und morgens mussten wir jeweils im Hof antreten (*po tsche-tire* = zu viert), damit wir gezählt würden. Wir nahmen dazu alle unsere Habseligkeiten mit und klemmten sie fest unter die Arme. Die Männer, welche ihr Antreten schon hinter sich hatten, standen herum und versuchten uns diese wegzureißen. Im Schlafraum wären sie auch nicht sicher gewesen, da die Türen offen standen. Beim Gang zur Latrine wechselten wir uns ab, damit stets einer bei den Sachen blieb. Nach einigen Tagen wurden wir in einer Gruppe von etwa zwölf Frauen, die hinfort zusammengehörten, aufgerufen zum Weitertransport.

„*Po tschetire*“ ging es zum Bahnhof, vorn und hinten und an den Seiten bewacht von bewaffneten Posten. Gab es mal einen Stopp, so mussten wir alle in die Hocke gehen. Zu dieser Gruppe gehörten natürlich mehr als nur wir zwölf Frauen. Auf dem Bahnhof verlud man uns in Abteile mit vergitterten Fenstern und Türen und der Zug bewegte sich nach Osten.

In Odessa stiegen wir aus und hier kamen wir in ein richtiges Gefängnis. Es bestand aus mehreren Trakten, die von einem Mittelpunkt aus strahlenförmig auseinander gingen. Zunächst wurden wir auf verschiedene Zellen verteilt. Ich erinnere mich, dass in meiner Zelle eine hochschwängere Frau saß, die manchmal so etwas wie Gedichte rezitierte. Ich nehme an, dass sie eine Schauspielerin war. Verstanden habe ich nichts davon, aber es hörte sich schön an.

Nach einiger Zeit wurden wir wieder zusammen zum Transport aufgerufen. Das nächste Ziel war Charkov. Dort standen wir lange auf dem Bahnhof. Man hatte uns in Charkov nicht angenommen, vielleicht wegen einer Krankheit im Lager. Hier war nämlich wieder ein Sammellager, ähnlich dem in Kischinev, nur sehr viel größer. Somit fuhren wir weiter retour nach Odessa, wo wir ganze sechs Wochen bleiben sollten. Diesmal blieben wir alle beisammen. Unsere Zelle war ein länglicher schmaler Raum, gerade so breit, dass eine Person von einer Wand zur anderen Liegen konnte. Hier lagen wir auf Zementfußboden, wie die Sardinen in der Dose. Es gab oft Streit wegen des Platzes. Die Verpflegung war ähnlich der im Arbeitslager. Die Brotration war etwas kleiner und zu Mittag gab es nur Suppe, in der einige Erbsen schwammen. Sie wurde uns in einem Blecheimer, so ähnlich wie unsere Marmeladeneimer, herein gereicht und wir durften sie jedem in einen Blechnapf verteilen. Mit Argusaugen wurde beobachtet, ob auch jeder gleich viele Erbsen in den Teller bekam. Auch dies war oft ein Anlass zum Streit. Inzwischen war es kalt geworden. An dem hochgelegenen kleinen Fenster fehlten Scheiben und es zog erbärmlich herein. Nun rückten wir nahe zusammen, um uns gegenseitig warm zu halten. Um den Platz gab es keinen Streit mehr. Mehrmals während dieser Zeit in Odessa wurden wir mitten in der Nacht durchsucht. Zwei Frauen mit sehr hellen Lampen leuchteten in alle Ecken und durchwühlten unser Gepäck. Alles, was aus Metall war, wurde uns weggenommen: Haarnadeln und -klemmen, die Schnallen an unseren Rucksäcken wurden einfach herausgeschnitten, Schnürsenkel und Gürtel abgenommen, sogar die Zahnbürste wurde konfisziert. Eines Nachts bekam Hanni heftige Zahnschmerzen. Am Morgen meldeten wir es dem Aufseher. Sie wurde aus der Zelle geführt. Eine Zahnärztin zog ihr kurzerhand den Zahn heraus, ohne Betäubung, auf einem Hocker sitzend. Es handelte sich um einen vorderen Schneidezahn und nun hatte sie vorn eine Zahnlücke zu

ihrem Leidwesen. Sie kam weinend in die Zelle zurück, den Zahn in der Hand.

Nach sechs Wochen war es wieder soweit. Wir wurden wieder aufgerufen zum Transport, wiederum nach Charkov. Wir waren einen ganzen Tag unterwegs. Unsere Bewacher hatten das Brot für unsere Verpflegung verschachert und so gab es nichts zu essen. Dafür waren sie sehr bereitwillig, uns Wasser trinken zu lassen. Erst am späten Abend lieferten sie uns im Lager ab, damit ihre Gaunerei nicht an den Tag käme. Es war schon Schlafenszeit und überall auf den Treppen und in den Gängen lagen Menschen, man musste über sie hinweg steigen. Mein Gedanke war, so müsste es in der Unterwelt aussehen, wie man sich die vorstellte. Zunächst kamen wir in einen großen geschlossenen Raum mit noch vielen anderen Frauen, in Quarantäne, wie es hieß. In der Tür war ein kleines Guckloch. Jeden Morgen rief jemand herein: „*temperatura est?*“ Und wenn jemand temperaturverdächtig war, wurde ein Thermometer herein gereicht um diese zu messen. Neben der Tür stand eine große Blechtonne für die menschlichen Bedürfnisse. Diese wurde jeweils von zwei Insassen zum Klo getragen und geleert wenn sie voll war. Nachdem die Quarantäne vorbei war, so etwa nach zehn Tagen, durften wir uns frei in den Gängen bewegen, wo man sich abends auch einen Schlafplatz suchen musste. In dieser Zeit bekamen wir Kontakt mit den anderen Insassen. Da waren z. B. auch Familien mit Kindern, die nach Sibirien verbannt waren und die auf ihren Weitertransport warteten. Es gab alle möglichen Schattierungen von Strafgefangenen. Viele waren Diebe und Ganoven, die untereinander fest zusammen hielten. Eine Frau sagte uns, sie wolle lieber nicht preisgeben, dass sie eine Politische sei, da sie sonst von den anderen drangsaliert werde. Sie gebe sich lieber als Diebin aus.

Eines Tages hieß es auch für unsere Gruppe: „*sobiraites vescht-schiami*“, was soviel heißt: tretet an mit euren Sachen. Man ließ uns ziemlich lange auf dem Hof stehen. Es war eisig kalt. Auf dem Hof lag ein Haufen gefrorener Kohlköpfe. Da uns ständig der Hunger plagte, pflückten wir uns Blätter davon ab, um sie zu essen. Als es dunkel wurde, trieb man uns zurück in das Gebäude, der Transport gehe heute nicht mehr. Nun kamen wir in einen geschlossenen Raum, der schon voll belegt war. Jeder musste sehen wie er ein Plätzchen zum Liegen fand. Ich konnte nur mit angezogenen Beinen auf einem kleinen Platz kauern, den Kopf auf den Bauch einer Russin legend. Dies wurde von der gutmütig hingenommen. In dieser Nacht bekam ich Schüttelfrost und Fieber, wie sich am Morgen herausstellte. Ich wurde heraus geholt und in einen anderen Trakt gebracht, wo die Kranken untergebracht waren. Somit wurde ich von meiner Gruppe getrennt, die nun ohne mich zum Transport ging. In der Krankenabteilung gab es Holzpritschen und Decken wie Flickenteppiche gewebt. Es mussten sich jeweils zwei Patienten eine Decke teilen. Es gab Strohsäcke und sogar ein Kopfkissen, bestehend aus einem Leinwandüberzug gefüllt mit Watte, die sich schon zu kleinen Klümpchen zusammengeknüllt hatte. So lag man besser ohne Kissen, zumal auch dieses von zweien geteilt werden musste. Die Kleidung hatte ich schon beim Eingang abgeben müssen und bekam dafür eine Art Schlafanzug. Meine Krankheit entwickelte sich zu einer Mittelohrentzündung. Der Eiter floss aus dem Ohr und in den Achselhöhlen bildeten sich eitrige Knoten, die sehr schmerzhaft waren. Letztere schnitt mir ein Arzt auf, so dass der Eiter austreten konnte, was mir Erleichterung brachte.

Etwa drei Wochen brachte ich hier zu. Ich erlebte mit, wie ein völlig abgemagertes junges Mädchen starb. Ein andermal wurde eine Frau mit einem Säugling im Arm eingeliefert. Als sie bemerkte, dass das Kind schon tot war, warf sie sich auf den Boden und schrie laut. Es ist überhaupt die Art der Leute hier, ihre Gefühle laut zu äußern. Wenn du nicht schreist, glaubt man dir nicht, dass etwas weh tut.

Inzwischen wurde es Weihnachten. Am 24. Dezember gingen die Gedanken voller Sehnsucht nach Hause. Ob sie dort jetzt unter einem Weihnachtsbaum saßen? Noch nie bin ich mir so verlassen vorgekommen wie an diesem Weihnachtsabend. Ich ließ den Tränen freien Lauf. Die Russen haben ihr Weihnachtsfest erst am Dreikönigstag. Offiziell wird es aber nicht gefeiert. Einige Frauen sangen an diesem Tag einige Lieder, deren Inhalt ich nicht verstehen konnte. Sie gehörten sicher zu Weihnachten.

Nach etwa drei Wochen wurde ich entlassen aus dem Krankentrakt und bald danach zum Transport aufgerufen. Man hatte mir einen alten Soldatenmantel gegeben und eine Mütze mit Ohrenklappen, da meine Kleidung nur dünn war. Der Transport ging nach Stalino, wieder in ein Gefängnis. Hier kam ich in eine Zelle unter lauter Russinnen, die sich mir gegenüber wohlwollend zeigten. Zwei von ihnen waren während des Krieges in Deutschland zur Arbeit gewesen. Sie erzählten über ihre Erlebnisse. Eines Abends beim Überprüfen durch die Aufseher, ob unsere Zahl noch vollständig sei, wurde ich aus der Zelle heraus geholt und in eine andere verlegt. Wer beschreibt meine freudige Überraschung als ich hier meine ganze Gruppe wieder fand! Hanni hatte befürchtet ich könnte irgendwo verschwunden sein, ohne dass man je erfahren hätte, ob ich noch am Leben sei. Immerhin war ich ja krank zurück geblieben. Umso größer war nun die Freude des Wiederfindens.

Es vergingen noch Tage und Wochen in denen wir uns die Zeit vertrieben mit Erzählen von Geschichten und Filmen, die wir je gesehen hatten. Dabei mussten wir uns der rumänischen Sprache bedienen, da wir zwei unter uns hatten die nicht deutsch verstanden: Iliana und Dusia, die wohl aus Versehen in unseren Russlandtransport geraten waren, möglicherweise weil sich zwei andere versteckt hatten. Um die Zahl voll zu bekommen, hatten die Ausheber einfach jemand von der Straße mitgenommen. Da waren noch Regina und Nandel, zwei Schwestern aus der Batschka mit ihren vielen Röcken, die sie übereinander trugen. Sie erzählten uns, dass in der Batschka eine Frau bis zu sieben Röcke übereinander anziehe. Der zu oberst liegende diene auch dazu, bei Regen über den Kopf geschlagen zu werden. Margareta und Julischka sprachen ungarisch, Sofi, Resi, Hanni und ich kamen aus Siebenbürgen und zwei, deren Namen mir nicht mehr erinnerlich sind, waren Banaterinnen. Einmal am Tag durften wir an die frische Luft gehen. Das ging folgendermaßen vor sich: in einem von hohen Mauern umgebenen Hof ging man im Gänsemarsch im Kreis herum. Immerhin bekam man ein Stück Himmel zu sehen. Dieser Spaziergang erfolgte immer zellenweise.

Eines Tages wurden wir wieder aufgerufen: „sobiraites vescht-schiami“, alle außer mir. Was sollte das wieder heißen? Ich war eben nicht von Anfang an auf ihrer Liste. Die Zelle wurde mit Russinnen aufgefüllt, unter denen ich die einzige Fremde war. Nein, eine Rumänin, Maria Culesa, stammte aus der Moldau oder Bukowina, mit der ich mich unterhalten konnte. Sie war selbst eine Analphabetin, aber nicht unintelligent. Die Russinnen bekamen in bestimmten Abständen Esspakete ausgehändigt, die ihre Familien-

angehörige für sie abgegeben hatten. Es gehörte sich wohl so, dass die glückliche Empfängerin an alle anderen etwas austeilte. Meistens war das eine Knoblauchzehe. In mir sahen sie eine Vertreterin einer feindlichen Macht. Ich wurde geflissentlich übergangen. Ich habe es ihnen nicht übel genommen.

An einem Abend reichte unsere Aufseherin eine Schüssel mit Kascha herein, es war ihr eigenes Abendessen, und sagte, dies sei für mich, da ich niemals ein Paket empfangen. Ich habe diese Mahlzeit mit der Culesa geteilt und die anderen doch mit einer gewissen Genugtuung zusehen lassen. An einem Morgen hatte ich keine Lust zum Spaziergang mitzugehen und blieb in der Zelle. Als die anderen wieder kamen, brachten sie einen Leinenlappen den sie auf dem Hof gefunden hatten, auf welchem etwas drauf gestickt war. Sie meinten da stünde etwas „*po nemetzki*“, ich sollte es ihnen vorlesen. Auf dem Lappen war folgender Satz drauf genäht: „Anneliese, wir alle sind wieder hier“. In den folgenden Tagen fand ich nun immer wieder etwas in das große Holztor eingeritzt, etwa nur meinen Namen mit einem Gruß. Und ich konnte im Gegenzug zu erkennen geben, dass ich es gelesen hatte. So schaffte man sich seine kleinen Freuden.

Auf diese Weise war wieder eine geraume Zeit vergangen, als ich eines Tages aufgerufen wurde. Ein Aufseher brachte mich in einen Dienstraum, wo meine Gruppe schon auf mich wartete. Wir wurden nun einem Offizier übergeben der uns mitnahm und in ein Lager einlieferte. Es war auf einem Fabrikgelände gelegen und wir trafen wieder Landsleute: Deutsche aus Siebenbürgen, dem Banat, aus Ungarn, Polen und Jugoslawien. Es waren auch etliche Kriegsgefangene darunter, die sich als Zivilisten ausgegeben hatten. Die meisten waren, so wie wir, schon von irgendwoher getürmt. Man erzählte uns, dass bis vor Kurzem im Lager sehr ungute Verhältnisse geherrscht hätten. Ein böser Lagerkommandant habe die Leute geschlagen und misshandelt. Es sei die Ruhr ausgebrochen, an der viele gestorben seien. Das war der Grund, warum meine Gruppe nach dem ersten Aufrufen im Lager nicht aufgenommen worden und wieder zurück gekommen war. Inzwischen sei die Epidemie überwunden und der Lagerkommandant abgelöst worden.

Tatsächlich konnten wir uns über unseren Hauptmann nicht beklagen. In der Fabrik wurde ein chemisches Salz (oder mehrere) hergestellt. Ich wurde einer Arbeitsgruppe zugeteilt, die mit Salz prall gefüllte Papiersäcke von 35 und 45 kg auf eine tafelförmige Lore laden musste, welche von einem Pferd auf Schienen zu einem Lagerschuppen gezogen wurde; dort mussten wir sie wieder abladen. Hanni bekam Arbeit in der Lagerküche. Ich durfte den Fliegenschimmel, der zahm war, nach der Arbeit zum Pferdehof bringen. Der lag außerhalb des Fabrikgeländes. Manchmal musste ich ihn auch mit einem Schlauch abspritzen. Sonst kam man selten aus dem Fabrikgelände heraus. Die Frauen schliefen in einem Gebäude für sich. Hanni und ich hatten 2 obere Stockbetten nebeneinander. Wir lagen auf Strohsäcken. Zudecken musste man sich mit seinen Kleidern. Bei mir geschah das in 3 Etagen: für die Füße reichte gerade der alte Soldatenmantel, für die obere Partie hatte ich eine Blousonjacke, und den Bauch bedeckte mein Rock.

Als es einmal regnete merkten wir, dass die Zimmerdecke undicht war. Es tropfte auf mein Bett. Man musste Waschschüsseln und Dosen aufstellen die die Tropfen auffingen. Zum Glück war dies nicht sehr oft der Fall. Ein anderes Übel waren die Wanzen. Kleiderläuse konnte man verhältnismäßig leicht fangen, und für Kopfläuse hatte Hanni einen Kamm, den wir fleißig gebrauchten.

Es bildeten sich Freundschaften im Lager, auch zwischen Männern und Frauen. In drei Fällen erlebte ich mit, dass Kinder geboren wurden. Sie hatten leider wenige Chancen zu gedeihen. Es fehlte an entsprechender Nahrung. Die Nahrung war für alle nicht reichlich und auch wenig kräftig. Es gab auch kaum Gelegenheit etwas zu kaufen. Geld hatten wir nicht. So war es kein Wunder wenn manch einer die Abwehrkräfte nicht besaß um eine Krankheit zu überwinden. Etwa Mitte September erkrankte auch ich an Typhus. Normalerweise kamen die Kranken weg aus dem Lager. Auf Hannis Fürsprache hin durfte ich in der Lagerkrankenstube bleiben. Sie hoffte so, sich besser um mich kümmern zu können. Da sie in der Küche arbeitete, konnte sie manchmal etwas für mich abzweigen. In der Tat hing mein Leben an einem seidenen Faden. Hanni sagte mir nachher, ich hätte sie nicht mehr erkannt. Doch dann trat eine Krise ein, die zur Besserung führte. Ich war sehr elend und abgemagert als ich wieder aufstehen konnte. Es stellte sich ein Heißhunger ein der mit der mageren Kost nicht gestillt wurde. Hanni überließ mir an ihren freien Tagen ihre ganze Essensration, die sie sich aus der Küche holte.

In dieser Zeit erschien im Lager eine Ärztekommision die feststellen sollte, ob jemand arbeitsunfähig sei. Sie befand mich dafür und ich wurde zur Entlassung aufgeschrieben. Es dauerte noch einige Wochen ehe ein Transport zusammengestellt war. Aber dann war es soweit. Ich wurde noch eingekleidet mit einer abgesteppten Hose und ebensolcher Jacke, sowie Gummigaloschen. Schweren Herzens trennte ich mich von Hanni, die mir eine gute Freundin geworden war. In Viehwaggons verfrachtet, unter lauter solchen Elendsgestalten wie ich eine war, ging die Reise über Polen nach Frankfurt/Oder.

Nach mehreren Zwischenaufenthalten kamen wir nach Neustadt an der Orla in der sowjetisch besetzten Zone an. Hier wurden wir zunächst in Quarantäne gehalten. Deutschland lag tief danieder und es gab auch hier nicht viel zu essen. Inzwischen war Weihnachten herangekommen. Ein Pfarrer, der unter uns weilte, hielt eine Weihnachtspredigt und ein Lehrer hatte mit uns einige Weihnachtschoräle eingeübt. Hier durften wir auch nach Hause schreiben. Ich hatte eine ganze Liste von Adressen mitbekommen an die ich schreiben sollte. Zunächst aber schrieb ich an eine Freundin in der Altmark und die antwortete mir postwendend ich möge zu ihr kommen. Sie hatte mir auch Reisegeld geschickt.

Sobald die Quarantäne beendet war, machte ich mich auf den Weg. Zu der Zeit war das Reisen noch recht abenteuerlich. Es war der extrem kalte Winter 1946/47. Die Züge waren nicht beheizt. In den Abteilen fehlten oft Fensterscheiben. Unterwegs blieben manchmal die Züge stehen, es hieß, das Öl in den Kugellagern sei fest geworden in der Kälte. In großen Bahnhöfen war meist Endstation. Da saß man dann die Nacht und wartete, bis am nächsten Tag wieder ein Zug in die gewünschte Richtung fuhr. Auf diese Weise dauerte es vier Tage ehe ich in Osterburg in der Altmark ankam. Die Bahnhöfe waren voller Leute, die auch unterwegs waren. Mich hielt man für einen Russenjungens in meinem Steppanzug und mit der Ohrenklappenmütze. Meine geringen Habseligkeiten trug ich in einem Holzkoffer mit mir. Die Züge hatten oft viele Stunden Verspätung.

So kam es, dass ich erst spät abends in Osterburg ankam. Meine Freundin war die Tage zuvor immer wieder zum Bahnhof gegangen, um mich zu empfangen. Da ich nun nicht gekommen war, war sie wieder nach Hause gegangen. Da es schon spät war, zog ich es vor, auf dem Bahnhof zu übernachten. In einem kleinen Warteraum, der geheizt war, legte ich mich auf eine Bank bis zum nächsten Morgen.

Niemand belästigte mich, ich war ja ein Russe!

Dieses ist meine Endstation als ein solcher gewesen, denn nun kam ich in eine freundliche Familie, wurde neu eingekleidet und wieder aufgepäppelt, so dass ich allmählich kräftiger wurde. Inzwischen hatte ich Verbindung zu meinen Brüdern bekommen, deren einer in der amerikanischen, der andere in der französischen Zone wohnte. Ich erfuhr dass meine Mutter noch in Kronstadt lebte.

Immer wieder gab es Gerüchte, dass hier oder da Repatriierungskommissionen existierten, durch die man nach Rumänien kommen könne. Bei näherem Nachforschen erwiesen sie sich als Windei. So entschloss ich mich nach Stuttgart zu fahren, wo mein Bruder mir eine Arbeitsstelle in Aussicht stellte. Zunächst musste ich über die grüne Grenze durch den Schnee stapfen in die britische Zone, von dort dann wieder in überfüllten Zügen nach Süden. Einzelheiten meiner Ankunft in Stuttgart sind mir nicht mehr im Gedächtnis geblieben. Jedenfalls fand ich mich in einer Wohnbaracke wieder, in der ich für 20 Bauarbeiter einmal täglich eine warme Mahlzeit kochen musste, natürlich mit geringsten Mitteln. Hier musste ich die Phantasie walten lassen. Mein Bruder war unter diesen 20 Leuten. Nach etwa einem Jahr wechselte ich nach Bayern über, wo ich eine Stelle als ländliche Hauswirtschaftslehrerin bekam. Damit endete die abenteuerliche Zeit und mein Leben kam in geregelte Bahnen.

Meine Freundin Hanni wurde erst nach fünf Jahren aus Russland entlassen. Sie kehrte zu ihren Kindern nach Kronstadt zurück. Einige Briefe haben wir noch gewechselt. Als es dann soweit war, dass ich einmal zu Besuch nach Rumänien fahren konnte, lebte sie nicht mehr.

Wenn ich dieses alles aus meiner Erinnerung aufgeschrieben habe, so hört sich gewiss vieles lustig und abenteuerlich an. Im Ganzen sind wir ja auch in allen Gefahren bewahrt geblieben. Als ich las, was die Bevölkerung z. B. in Ostpreußen oder in anderen ostdeutschen Gebieten zu Kriegsende und nachher erleben musste, so waren wir geradezu behütet. Die einfache russische Bevölkerung haben wir als gutmütige und freundliche erlebt. Ausnahmen mag es gegeben haben. Mit politischen Gefangenen sind wir in unserer Gefängniszeit eigentlich nicht zusammengekommen. Für die galt ein anderes Regiment.

Belastend für uns war die Unfreiheit, das nicht Wissen, wie lange wir darin ausharren müssen, auch die ungewohnte schwere körperliche Arbeit bei unzureichender Verpflegung. Unter dem letzteren haben besonders die Männer stark gelitten. Das Thema Nr. 1 bei unseren Gesprächen im Lager war: wann fahren wir nach Hause? Und dafür gab es immer wieder Gerüchte. Die Russen sagten uns immer „*skoro domoi*“, d.h. bald nach Hause. Sie wussten es aber selber nicht und wollten uns nur verträsten. Thema Nr. 2: Kochrezepte. Da man nie genügend zum Essen hatte, kreisten die Gedanken ums Essen. Manche haben sich Kochrezepte aufgeschrieben: „Das muss meine Frau mir kochen, wenn ich nach Hause komme“. Politische Nachrichten erfuhren wir nicht und so wussten wir auch nicht, was in der Welt passiert. Und wenn uns etwas gesagt wurde, so glaubten wir es nicht. Erst als jemand aus dem Lager mit einem deutschen Kriegsgefangenen sprechen konnte, erfuhren wir, dass Deutschland völlig zerstört sei.

Soviel mir bekannt ist, wurden nach fünf Jahren die letzten Verschleppten entlassen. Ein Teil ist auch dort verstorben. Eine seelische Belastung haben die Jahre dort unter Zwang hervorgerufen, die erst nach etlichen Jahren ganz gewichen ist.

Eingesandt von Werner Schunn, Böblingen

Büchersendung Deine Mitglieds-Nummer

9. Tartlauer Nachbarschaft, Gsteinacher Str. 34, 90592 Schwarzenbruck

Jahres-Beitrag seit 01.01.2003 Euro 12,-

Impressum

„Das Tartlauer Wort“ wird im Auftrag der „9. Tartlauer Nachbarschaft“ vom Vorstand herausgegeben und ist keine Publikation im Sinne des Pressegesetzes in der Bundesrepublik Deutschland und dient ebenfalls nur zur Information eines bestimmten Personenkreises.

Herausgeber: 9. Tartlauer Nachbarschaft, Gsteinacher Str. 34, 90592 Schwarzenbruck, Tel. 09128 / 1 49 46

„Das Tartlauer Wort“ erscheint zweimal im Jahr, zu Pfingsten und zu Weihnachten in einer Auflage von 630 Stück

Druck: H. E. Magoschitz, Äußere Sulzbacher Str. 52, 90491 Nürnberg, Tel.: 0911 / 59 97 73



Zwei junge Tartlauerinnen in der Mädchentracht.